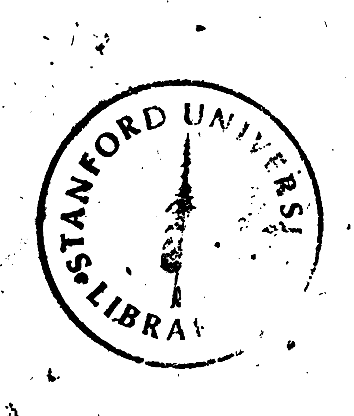
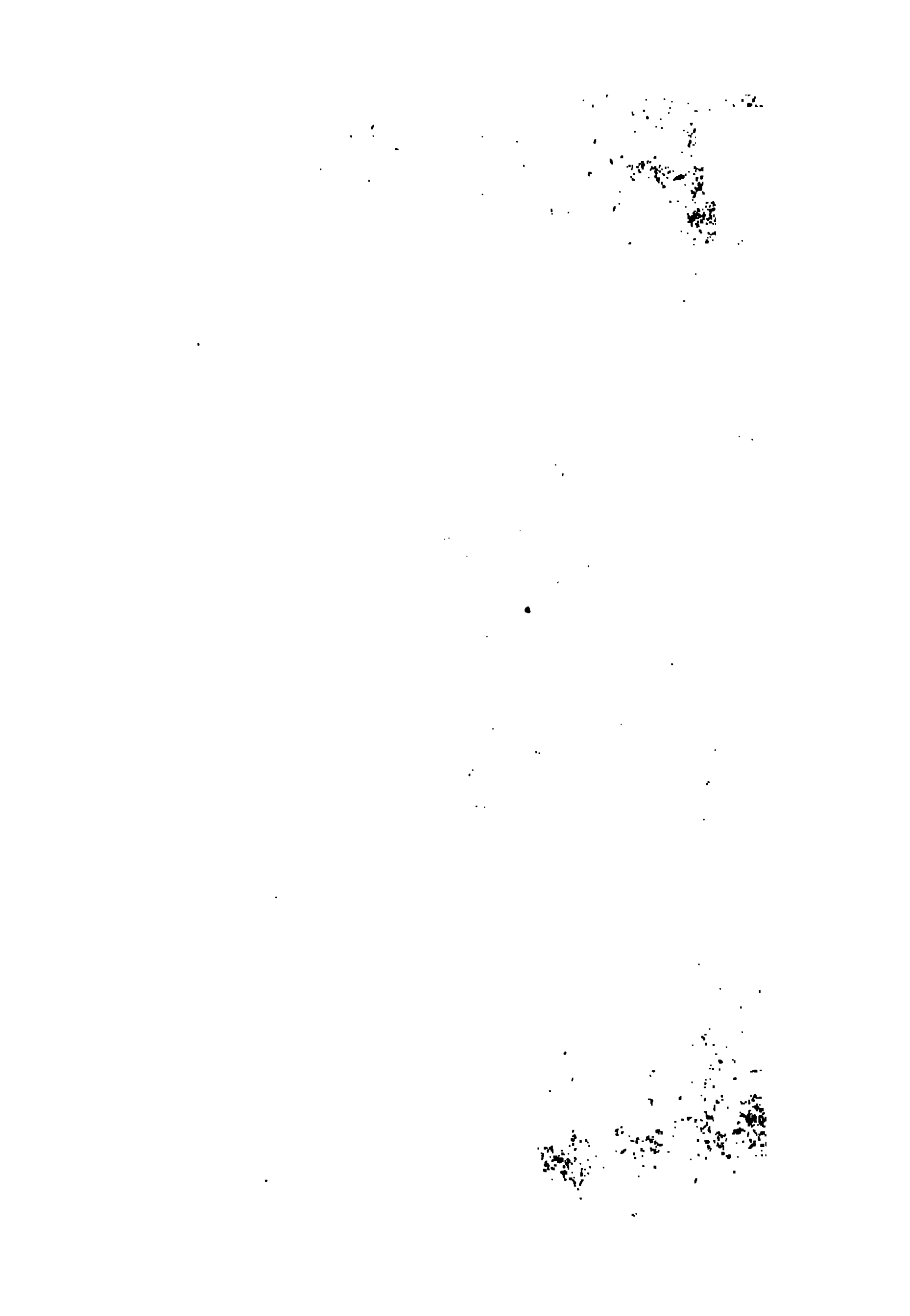
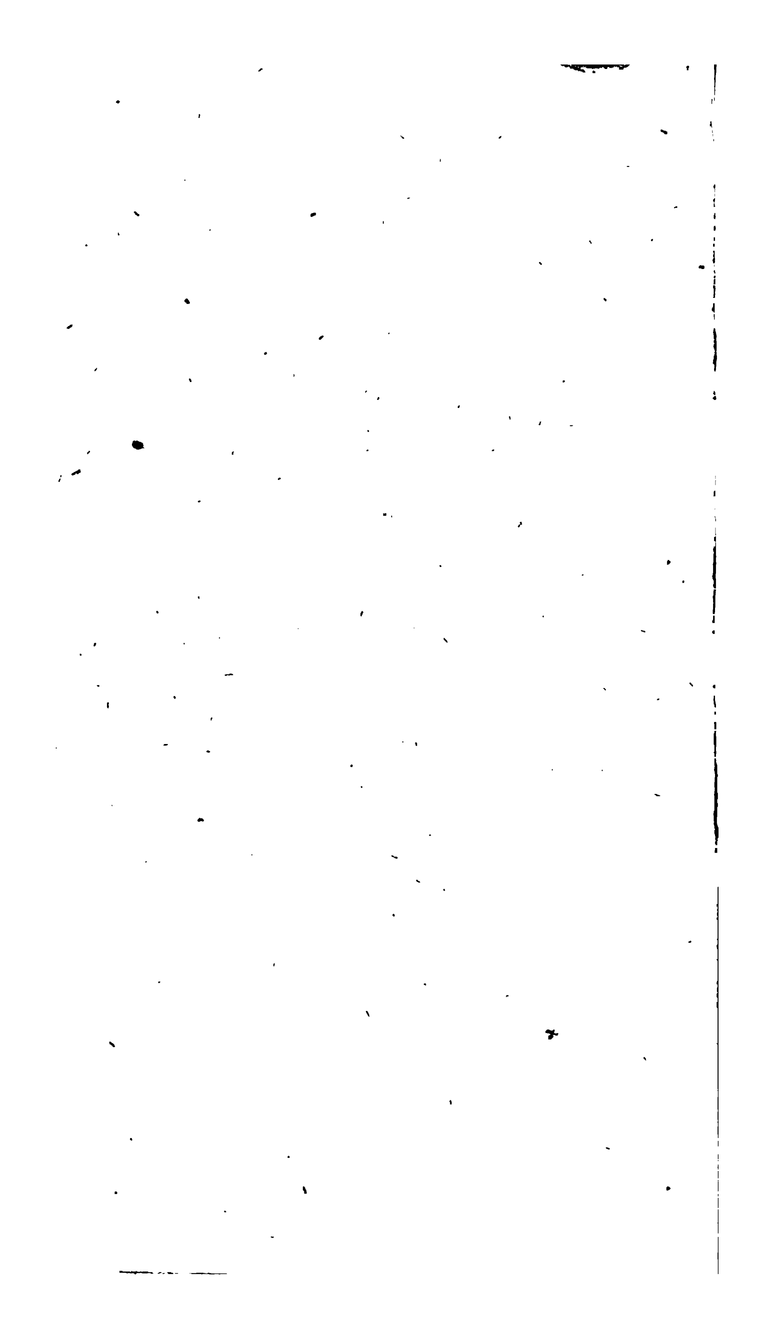

Stanford University Libraries
3 6105 115 529 476


E Bibliotheca
Collegii Cremsensis
Miscellanea
Scrinium : 13
Series : 1
Numerus : 320









Der Deutsche.

Siebenter Theil.



Itzehoe und Hamburg,
im Verlag der Müllerschen Buchhandlung.
1774.

Der

Deutsche.

Acht und siebenzigstes Stück.

Zwölfte Fortsetzung des 53sten Stücks.

Wir schlossen das sechs und sechszigste Stück mit der Frage: **brauchen wir Priester der Gerechtigkeit?** und warfen bey der Gelegenheit einige Anmerkungen hin, die wir izt mit Euerer Erlaubniß, etwas weitläuftiger aus einander setzen wollen.

Die Priester der Gerechtigkeit sind in zwey Hauptklassen eingetheilt: in Richter und Anwälde.

So bald die Menschen aufhörten, einzeln, ein jeder nach seiner Weise zu leben, so bald sie anfiengen sich durch das Band der Gesellschaft zu verbinden, und nun

Völker ausmachten: mußten sie auch darauf bedacht seyn, solche Mittel einzuführen, die hinreichen konnten, jenes Band unzertrennt zu erhalten.

Wo mehrere Menschen bey einander leben, da ist es unvermeidlich, daß nicht jezuweilen der eingebildete oder wahre Vortheil, die Absichten, die Bequemlichkeiten u. s. f. des Einen, wider die Vortheile, Absichten und Bequemlichkeiten des andern verstossen sollten. Konnte sich wohl ein natürlicheres Mittel anbieten, als die Wahl redlicher und weiser Männer, deren Verstande und Einsicht die ganze Gesellschaft die etwanigen Streitigkeiten zur Entscheidung überlassen konnte? Ich sage, der etwanigen; denn in jenen ersten Zeiten schränkten sich die Bedürfnisse auf eine sehr kleine Zahl ein, und giengen nicht weit über die Grenzen des Unentbehrlichen. Der schmutzige Eigennutz, jezt der Tyrann und die Schande der Menschheit, war damals eine unerhörte Sache, oder besser gesagt: ein Unding; man besaß und wünschte

te

te nicht mehr Eigenthum, als man zum Unterhalt für sich und die Seinige bedurfte; nur wesentliches und entschiednes Verdienst öffnete die Bahn zur Ehre; Tapferkeit nur, und wärmerer Patriotismus konnten den Helden an die Spitze seiner Gefährten, und den Bürger an die Spitze der Mitbürger erheben. Man trieb keine Handlung, man entlehnte und borgte nicht, der Wucher war unbekannt, und die Vormünder waren ehrliche Leute. In diesen schätzbaren Zeiten müssen demnach die Streitigkeiten unter den Gliedern einer bürgerlichen Gesellschaft sich ebenfalls auf eine sehr kleine Zahl eingeschränkt haben, weil die Ursachen zu allen Wechsel- Injurien- und unzähligen andern Processen wegfielen. Auch finden wir nicht, daß bey unsern Vorfahren das ehrwürdige Amt eines Richters, dem Manne der es verwaltete, bey der Ausübung irgend einer Pflicht des Hausvaters und Bürgers in den Weg trat: noch weniger, daß es ihn von der Vertheidigung der Freyheit und des Vaterlandes hätte abhalten können.

Von den Deutschen zu den Zeiten des Tacitus wissen wir wenigstens, daß ihre obrigkeitlichen Personen diejenigen im Kriege anführten, denen sie in Friedenszeiten als Richter vorgesetzt waren, wie bereits im zehnten Stücke dieser Schrift angeführet ist.

In unsern Tagen vervielfältigen sich die Rechtshändel bis ins Unendliche, weil mit dem Wachsthum der Bildung, der Stoff zu Zänkereyen sich vervielfältigte. Noch viel weniger als ein schiefes Maul, das ein Geck dem andern macht, ist mehr als hinreichend, den fürchterlichsten Rechtshandel anzuspinnen, dessen endliche Entscheidung oftmals weder die ersten beyden Gecken, die ihre leeren oder ränkevollen Köpfe wider einander stiessen, noch ihre Enkel und Urenkel, Erben und Erbnehmer erleben. Richter sind demnach uns gesitteten Leuten um so viel unentbehrlicher, da bey uns das gesellschaftliche Band unaufhörlich in Gefahr stehet. Das gebe ich als eine ausgemachte Wahrheit zu.

Frey-

Freylich ist es eine Wahrheit, die unsern Tagen nicht eben zum Lobspruch gereicht: aber dafür kann ich nichts. Ich bin es nicht, der den Satz gefunden hat: daß es ein Beweis sey, daß die Privatgerechtigkeit unter dem Volke fehle, bey dem eine so große Menge genöthiget ist, zu der öffentlichen Gerechtigkeit Zuflucht zu nehmen.

Indem ich aber die Nothwendigkeit der Richter selbst bey dem besten Volk auf Erden für unwidersprechlich halte: so bleibt es darum immer noch eine ganz andre Frage, ob wir gerade solcher Richter bedürfen, die ihr Amt nicht als eine heilige, ehrwürdige, und unverletzliche Pflicht betrachten

—Dem Gebeugten Recht zu sprechen,
Und, wenn die Unschuld weint, am
Frevler sie zu rächen;

sondern es vielmehr als ein Handwerk, als ein schändliches Gewerbe brauchen? ob

 wir

wir Richter bedürfen, die mit der Handhabung der Gerechtigkeit den ehrlosesten Wucher treiben, und mit unverschämter Stirn dem Meistbietenden **verkaufen**, was sie der guten Sache **unentgeltlich schuldig sind**? Richter, die die rechtenden Parteyen **plündern**, zwischen denen sie, nach ihrer eigentlichen Bestimmung, weiter nichts, als **entscheiden** sollten? Räuber, die alles mögliche gethan zu haben glauben, wenn sie die Schalen der streitigen Auster den Proceßirenden zukommen lassen? — Oder ob es nicht vielmehr der Bildung deren wir uns rühmen, weit angemeßner wäre, das Ehrwürdige des Richteramts das es in jenen Zeiten hatte, die ihr barbarisch und wild scheltet, wieder herzustellen; unsre Richter jener Schande zu überheben, jener mehr als das verdienteste Brandmaal entehrenden Schmach, die Gerechtigkeit feil zu bieten; die Schikane von unsern Gerichtshöfen ohne Wiederkehr zu verbannen; aus denselben die Räuberbanden, von denen so viele wimmeln, die, gleich reissenden Wölfen über

die

die unglücklichen Rechtenden herfallen, zu verjagen; einsichtvolle, weise, gewissenhafte, und — wenn uns anders in unsern Tagen unsre Bildung noch uneigennützige Leute gelassen hat — uneigennützige Männer auf die Richtstüle zu setzen; und, (da doch, wie es scheint, die Privatgerechtigkeit nicht wieder zurückzurufen steht) die Tribunale zu wahren Zufluchtsörtern des gekränkten Bürgers zu machen; überhaupt aber eine solche Verfügung zu treffen, die es dem Richter unmöglich machte, von seiner Pflicht abzuweichen. — Alles dieses, sage ich, ist eine ganz andre Frage.

Richter, die ihr mit der Gerechtigkeit trödelt! — — Doch, ihr könnt nicht mehr erröthen; ihr verdienet nicht, daß man mit euch redet.

Genug sey dieses demnach von der ersten Klasse der Priester der Gerechtigkeit. Von der zwoten Klasse nehme ich mir die Freyheit, gerades Weges zu behaupten, daß sie von allen denen Uebeln von unsrer

Erfindung, unter deren Druck diese Erde seufzet, das allerentbehrlichste ausmacht.

Die Wilden zu den Zeiten des Barbaren Hermann, — das heißt: die ungebildeten Leutchen aus jenem armseligen Zeitalter, in welchem, wie Jacobi sagt,

Die Deutschen noch ein Volk und eigne
Tugend hatten,

besaßen troz allem, was euch Barbarey zu nennen beliebt, doch gerade Verstand genug, bey vorfallenden Gelegenheiten ihre eigne Advokaten zu seyn. — Es ist sogar den Schulknaben bekannt, daß Deutschland jenem gegründeten Abscheu vor den römischen Sachwaltern, mehr als irgend einer andern Ursache die damalige Erhaltung seiner Freyheit zu danken habe. — Wir, die wir uns der Bildung rühmen, und mit so vieler Selbstzufriedenheit auf ein erleuchtetes Zeitalter pochen, sollten wir die Sachwalter unentbehrlich finden?

Ich

Ich frage mit den Worten des Schriftstellers, den ich in einem der vorhergehenden Blätter *) reden ließ: wozu bedarf ich eines feilen Sachwalters, den ich bezahlen muß, um meine Sache zu vertheidigen, die ich ohne allen Zweifel weit besser vertheidigen würde, als er? — Dieser große Kenner der Gerechtigkeitspriester macht sich einen Einwurf auf diese Frage, und beantwortet ihn gründlich. Man dürfte mirs zwar verargen — doch, was kümmert das mich? ich habe nun einmal Lust, zu seiner Widerlegung noch etwas von dem meinigen hinzu zu fügen.

Man könnte sagen: „Euer Advokat wird ausserdem, daß er Euere Sache mit mehrerer Kürze, ohne Leidenschaft und Heftigkeit vorträgt, auch zugleich alles was zur Verstärkung Euerer Gründe, und zur Entkräftung der Gründe Eueres Gegners dient, besser einsehen und anführen können. Ueberdem wird er, als ein Ge-

*) S. 180, im 5ten Th.

setzkundiger Mann, den Richter auf die Gesetze, die zu deinem Vortheil sprechen, verweisen, und jene Gesetze, welche dein Gegner, vielleicht fälschlich, zu seinem Behuf anführt, richtiger erklären."

Ich mögte, wenn ich auch selbst zu der Zunft gehörte, das letzte dieses Einwurfs nicht zur Vertheidigung der Sachwalter vorbringen, weil es die Nation, den Richter und vielleicht auch den Sachwalter mit einerley Brandmark bezeichnet; und das erste nicht, weil es mir unmöglich seyn würde, so schamlos zu lügen.

Freylich wohl, wer mir sagt: Dein Sachwalter wird den Richter auf diejenigen Gesetze verweisen, die zu deinem Vortheil sprechen; der bringt eine Sache vor, wider deren Wahrheit man an und für sich nichts einzuwenden hat — vorausgesetzt, daß der Advokat, was man eben nicht immer findet, ein redlicher und hinlänglich gelehrter Mann ist. — Mangelt ihm Gelehrsamkeit, so wird er ungefähr

fähr so viel, oder nicht viel mehr von den Gesetzen verstehen, als ihr selbst. Fehlt ihm Redlichkeit, so wird er sich bestechen lassen; er wird mit dem Gegner aus Einer Karte spielen; er wird seinen Klienten als ein Schaaf betrachten, dem man verschiedne Jahre hindurch die Wolle abnehmen kann, und das von Glück zu sagen hat, wenn es am Ende das kahle Fell behält. Vergesset nicht, daß er in jedem möglichen Fall unter einer großen Menge von Gesetzen zu wählen hat, und — wohl bekomme euch jedes, das er anführt!

Eine, leider! tägliche Erfahrung überhebt mich der eckelhaften Mühe, hier weitläuftig zu seyn. Belieben Sie nur die Augen aufzuschlagen, meine Herren, und ein wenig um sich her zu sehen.

Mein Sachwalter soll demnach der Unwissenheit des Richters zu Hülfe kommen? — Wahrhaftig, das ist nicht übel ausgedacht. Ey! gebt mir dafür lieber einen Richter, der selbst in den Gesetzen

setzkundiger Mann, den Richter auf die Gesetze, die zu deinem Vortheil sprechen, verweisen, und jene Gesetze, welche dein Gegner, vielleicht fälschlich, zu seinem Behuf anführt, richtiger erklären."

Ich mögte, wenn ich auch selbst zu der Zunft gehörte, das letzte dieses Einwurfs nicht zur Vertheidigung der Sachwalter vorbringen, weil es die Nation, den Richter und vielleicht auch den Sachwalter mit einerley Brandmark bezeichnet; und das erste nicht, weil es mir unmöglich seyn würde, so schamlos zu lügen.

Freylich wohl, wer mir sagt: Dein Sachwalter wird den Richter auf diejenigen Gesetze verweisen, die zu deinem **Vortheil sprechen**; der bringt eine Sache vor, wider deren **Wahrheit** man an und für sich nichts einzuwenden hat — vorausgesetzt, daß der Advokat, was man eben nicht immer findet, ein redlicher und hinlänglich gelehrter Mann ist. — Mangelt ihm Gelehrsamkeit, so wird er unge fäh

fähr so viel, oder nicht viel mehr von den Gesetzen verstehen, als ihr selbst. Fehlt ihm Redlichkeit, so wird er sich bestechen lassen; er wird mit dem Gegner aus Einer Karte spielen; er wird seinen Klienten als ein Schaaf betrachten, dem man verschiedne Jahre hindurch die Wolle abnehmen kann, und das von Glück zu sagen hat, wenn es am Ende das kahle Fell behält. Vergesset nicht, daß er in jedem möglichen Fall unter einer großen Menge von Gesetzen zu wählen hat, und — wohl bekomme euch jedes, das er anführt!

Eine, leider! tägliche Erfahrung überhebt mich der eckelhaften Mühe, hier weitläuftig zu seyn. Belieben Sie nur die Augen aufzuschlagen, meine Herren, und ein wenig um sich her zu sehen.

Mein Sachwalter soll demnach der Unwissenheit des Richters zu Hülfe kommen? — Wahrhaftig, das ist nicht übel ausgedacht. Ey! gebt mir dafür lieber einen Richter, der selbst in den Gesetzen

hin-

hinlänglich erfahren ist. Was soll die Wage der Gerechtigkeit und ihr Schwert in der Hand eines Dummkopfs, der nicht weiß, was rechts und links ist? — Es ist mir unbekannt, ob dieß an einem oder andern Ort in Deutschland der Fall seyn mag; davon aber bin ich überzeugt, daß ein Mann, der mir mit dem Rechenbuch in der Hand beweisen wollte, daß zwey mal zwey, vier macht, schlechterdings voraussetzen müsse, ich habe mein Einmaleins nicht gelernet.

Freylich ist es schlimm genug, daß die Gesetze zu einer so unmäßigen Menge angewachsen, zum Theil so dunkel abgefaßt, und zum Theil in einer so unverständlichen Sprache geschrieben sind, daß die Kenntniß der Rechte, die billig einem jeden geläufig seyn sollte, ein besondres Studium ausmacht. Ich bin nicht der Erste — aber wollte Gott, daß ich der Letzte seyn mögte, der aus Herzensgrunde den Wunsch thut, daß der ungeheure Schwall von Gesetzen, wovon noch dazu ein beträchtliches

Theil

Theil wider die Billigkeit ist, vermindert; die übrigbleibenden kurz und deutlich abgefaßt, und auf diese Art dem Volke ein mäßiges und für jedermann verständliches Gesetzbuch in die Hände gegeben werden mögte. Mich deucht, es würde mir hart scheinen wenn ich ein Regent wäre, mein Volk nach Gesetzen richten zu lassen, die es nicht kennet, nicht versteht, und nicht verstehen kann; nach Gesetzen, die vielsinnig, dunkel, widersprechend und nicht für unsre Zeiten gemacht sind, die sich willkührlich auslegen und drehen lassen, und womit die Advokaten nach Herzenslust den Ball spielen; nach Gesetzen, die zum Theil, wie Wieland's rasender Sokrates sagt, gegeben sind, bloß damit man viel zu dispensieren und zu strafen bekomme. — Ein kleines und faßliches Gesetzbuch welch ein göttliches Geschenk wäre dieses! welch eine Wohlthat für eine ganze Nation überhaupt, und vorzüglich für das redliche Theil der Richter und Rechtenden! — Zwar die Sachwalter würden nichts weniger als ihre

Rech-

ihr diese schröckliche Erfahrung habt, rufet so laut und so oft, bis man auf euere Stimme hört! bis ihr Eindruck machet!

Freylich ist die Hoffnung nicht eben groß, daß man auf diese Stimmen sonderlich hören werde; doch ist sie auch nicht schlechterdings ungegründet. So viel weiß ich aber, daß das Land, wo man ihnen Gehör giebt, in kurzer Zeit finden werde, daß es sich um einen starken Schritt der Glückseligkeit genähert habe.

Der Deutsche.

Neun und siebenzigstes Stück.

Dreyzehnte Fortsetzung des 53sten Stücks.

Es liegt am Tage, daß die allermeisten Fälle, die in den Gerichten vorkommen, zu gleicher Zeit Gesetze für und wider sich haben. Sogar trägt sichs nicht selten zu, daß beyde Partenen ihr Recht aus ein und demselben Gesetz erweislich zu machen suchen. Dein Advokat mag die deutlichsten und entscheidendsten Gesetze für deine Gerechtsame reden lassen: der Advokat deines Gegners wird nicht ermangeln, sie zu verdrehen; der deinige, wenn ihn die Reihe trift, macht es dem Gegner nicht ein Haar anders. Nun ist in einer jeden Sache das Recht entweder zweifelhaft: oder es stehet ganz und augenscheinlich auf Einer Seite. — Wir wollen den letzten von diesen beyden möglichen Fällen, als den gewöhnlichsten, annehmen:

Der Rechtende selbst, kann durch Vorurtheile geblendet, sein Unrecht verkennen; das mag seyn — wiewohl ich glaube, daß diese Vorurtheile doch die mehrste Zeit einen mehr oder weniger vernehmlichen Laut des Gewissens durchhören lassen. — Aber der Anwald, dem sich dieser Rechtende vertrauet, können den wohl die Vorurtheile und Leidenschaften seines Klienten blenden? Er ist ein Mann — oder sollte es seyn, dem eine vollständige Kenntniß der natürlichen Billigkeit sowohl, als der im Lande gültigen Gesetze beywohnt. Er hat Zeit, die Sache deren Vertheidigung ihm aufgetragen wird, mit kaltem Blute zu überlegen. Würde er wohl den Namen eines Rechtsgelehrten oder Gesetzverständigen verdienen, wenn die Ungerechtigkeit dieser Sache seinen Blicken entgehen konnte? Er sieht es also deutlich ein, daß sein Klient augenscheinlich Unrecht hat. — Nun sagt mir, trägt nicht der Sachwalter, der wissentlich eine offenbare Ungerechtigkeit vertheidigt, trägt er nicht das Brandmaal seiner Schande öffentlich an der Stirn? Wie? oder hat

t

tet ihr das für rühmlich und ehrlich, den Unschuldigen zu unterdrücken, den Redlichen zu Grunde zu richten, den Räuber zu vertheidigen? Könnt ihr es für löblich und gut halten, die Hände zur Plünderung hülfloser Waisen zu bieten, und die schändliche Beute mit dem Räuber zu theilen? — Ihr verachtet den Lügner, wenn auch seine Neigung oder Gewohnheit Unwahrheiten vorzubringen, nicht eigentlich mit Bosheit oder Begierde zu schaden verbunden ist: — und ihr ehret Leute, die sich öffentlich zu Verfechtern der Ungerechtigkeit aufwerfen? und ihr ehret Leute, die es sich zum Handwerk machen, vor den Augen Gottes und der Nation den Richter dahin zu bringen, daß er, oft wider die Stimme seines Gewissens, der Ungerechtigkeit Recht sprechen muß? — Volk Thuiskon's! wie tief bist du unter deine vorige Güte gesunken! — Wirf die Augen auf jene brittischen Kolonien; sie wissen nichts von dem, was du vielleicht für ein nothwendiges Uebel hältst. Ihr Schutzgeist hat sie davor bewahrt, und sie sind deswegen nur um soviel glücklicher.

Im Gegentheil richte deinen Blick auf diejenigen unglücklichen Gegenden Deutschlands, wo, sonderlich unter dem Landvolk, die Proceßsucht wie eine ansteckende Seuche, wie ein fressender Krebs wütet. Nimm dem Volke die Advokaten, die dieses Feuer anfachen und unterhalten, die das Fett des Landes verschlingen, und siehe dann, ob nicht diese Gegenden, die gerade die fruchtbarsten sind, in kurzer Zeit die reichsten und blühendsten seyn werden?

Täusche ich mich, oder macht mir wirklich dort aus jenem Winkel ein weiser Mann den Einwurf: daß es Unrecht sey, um etlicher räudigen Schafe willen die ganze Heerde . . .

Ich verstehe Sie, weiser Mann, ehe Sie noch ausgeredet haben, und erkenne Sie an den krummen Fingern und der Habichtsphysiognomie. — Wir wollen nicht lange mit einander philosophiren, weiser Mann! wir wollen die Erfahrung ein wenig plaudern lassen.

Es ist wahr, wie Sie sagen, daß ein gewissenhafter und redlicher Advokat keine offenbar ungerechte Sache übernehmen wird. Ich habe aber noch keinen Topf gefunden, auf den nicht eine Stürze gepasset, und keine so böse Sache, die nicht ihren Advokaten gefunden hätte. — Sollte sich hieraus vielleicht der Schluß ziehen lassen, daß es nicht viel gewissenhafte Sachwalter giebt?

Und am Ende, weiser Mann, wozu nützt ein gewissenhafter Sachwalter? Nehmt ihn, wenn ihr Lust habt, euere Sache gewiß zu verlieren. — Hierüber ließe sich viel sagen, und — — Aber wir wollen uns begnügen es nur so im Vorbeygehen erinnert zu haben.

Ueberdem, wenn man die Sache beym Lichte besieht, was würden die gewissenhaften Anwälde sonderlich verlieren, wenn man sie mit den übrigen für unnütz erklärte? — Ehrliche Anwälde haben gemeiniglich nicht viel zu thun. Die Ursache mögt ihr selbst suchen.

Und wenn nun . . . Aber Sie laufen davon, weiser Mann? Bleiben Sie noch einen Augenblick! Wir wollen die Erfahrung schweigen lassen, ungeachtet sie Ihnen noch etliche gute Sachen zu sagen hätte. Dafür will ich Ihnen ein Wort des Trostes sagen — — Aber fort ist er.

Wer übrigens den Sachwaltern wegen ihrer Gelassenheit, gedrungenen Vortrags, und Kürze in Führung der Rechtshändel das Wort redet, den muß sein glückliches Schicksal vor aller Kenntniß in Proceßsachen und sogar vor dem Anblicke juristischer Aufsätze bewahret haben. Der beste Wunsch, den ich für diesen neidenswürdigen Sterblichen thun kann, ist der, daß ihn Gott in dieser glücklichen Unwissenheit lebenslang erhalten wolle!

Lasset mich selbst meine Sache dem Richter vortragen, und ich werde nicht weitläuftiger seyn, als zur Deutlichkeit hinreichend ist. Die Sorgfalt für mein eignes Wohl wird mich meine Aufsätze so einrichten lehren, daß sie, statt den Richter durch ihre eckelhafte und müßige Weit-

schwei-

schweifigkeit zu ermüden, vielmehr mit Einem Blick übersehen werden können. Kein Sintemal und dieweil; kein Wasermaßen und wasergestalt. Wozu der nichtswerthe Unrath? ich selbst bezahle mir meine Aufsätze nicht bogenweise.

Und was die Kürze in Führung des Rechtshandels selbst betrift? Ein Wunder würde es seyn, wenn nicht in etlichen Tagen die ganze Sache geendiget wäre. Wir sind, mein Gegner und ich, unwissend in den Ränken der Zungendrescher, und unbewandert in den krummen und verwickelten Irrgängen der Schikane; ein Richter, der weder Geschenke noch Sporteln zu erwarten hat, gewinnt bey der Beschleunigung des Endurtheils, folglich wird er uns nicht bey der Nase herum führen, noch die Entscheidung unseres Processes ins weite spielen. —

Die Gelassenheit? — Nun, wir werden mit der Wärme reden, die uns die Sorge für unsere Gerechtsame einflößet. Und sollte ja diese Wärme in Hitze ausarten, so wird uns der Richter schon zu-

 recht

recht weisen. Und am Ende, alles w
erwogen, könnte uns ja das Absque a
mo iniuriandi mit weit besserem Fuge
statten kommen, als den gedungenen Sa
waltern. Uns liegt unsere Sache am H
zen; unsere Ehre, unser Glück, uns
Gerechtsame, unser Vermögen stehet
dem Spiele. Wir sind keine Miethlin
unser eignes Recht ist es, welches wir v
theidigen. Verzeihlicher dürfte uns all
falls ein bisgen Hitze seyn, als denen M
nern, deren Feder und Zunge wir gem
thet haben. Bey diesen ist es nicht Ei
für die Gerechtigkeit einer Sache, sond
Muthwille und unverzeihliche Geringsch
tzung des Richters, dem sie Ehrerbietu
schuldig sind, sobald sie in ihrem Vortr
den geringsten Schritt von der Bahn
Bescheidenheit wagen; und unverschäm
Frevel ists, wenn sie sich, wie man d
täglich findet, bis zu ungezogenen, u
oftmals selbst dem niedrigsten Pöbel ni
zu verzeihenden Ausdrücken vergessen,
setzt auch, daß sie mit dem albernen F
melchen: quod absque animo iniuria
dict

dictum sit, die Hälfte ihres bisgen Lateins hundertmal vorbrächten.

Auf alle Fälle ist es deutlich, daß bey einer guten und gerechten Sache der Vortheil, den man von den Sachwaltern zu erwarten hat, sehr zweifelhaft ist. —

Ganz anders verhält sichs freylich, wenn die Rede von jenen Auswürfen der menschlichen Gesellschaft ist, die sich der offenbaren Ungerechtigkeit ihrer Sache bewußt sind. Einem Zänker, der aus Bosheit oder Eigennutz hadert, ist mit der Gelehrsamkeit und dem Gewissen eines rechtschaffnen Richters blutwenig, und mit der Unbestechlichkeit desselben gar nichts gedienet. Setzet ihm einen unwissenden, oder einen Bösewicht — oder einen Mann der beydes zugleich ist, auf den Richtstuhl, so habt ihr sein Glück gemacht. Was seinen Sachwalter betrifft, je nu, da versteht sichs von selbst, daß er ein Ränkeschmied, und mit der Fertigkeit, rechts und links Gesetze anzuführen, zu verstümmeln und zu verdrehen, in reichen Maaße ausgerüstet seyn muß.

„Ist eure Sache gut, so schreitet zum Vergleich;

„Und ist sie schlimm, mein Herr, so rechtet.“

Dieses ist der wohlmeinende, auf Weltkenntniß und Erfahrung gegründete Rath, den ein vortrefflicher Mann unserm Vaterlande giebt; der einzige Rath, dem man, so lange doppelsinnige Gesetze und Sachwalter seyn werden, denen geben kann, die ihr Unstern mit Rechtshändeln bedrohet. Ich wiederhole ihn, und eile, den Fuß aus einem unübersehlichen Felde zurückzuziehen, in welches ich ihn nicht anders als höchst ungern setzte.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Unter

Unter allen Abkömmlingen der alten Celten, sind wohl keine nachläßiger in Aufbewahrung der Werke des Witzes ihrer Vorfahren gewesen, als wir Deutschen. Einige kleine Spuren, daß es vormals treffliche Dichter in den Wäldern Germaniens gegeben: und das ist alles. Je unverzeihlicher diese Sorglosigkeit ist, desto bedaurenswürdiger ist der Verlust, den wir darunter leiden. Beschämend ist es für uns, daß wir unsre Zuflucht zu den vor Alters mit uns verwandten Nationen nehmen müssen, wenn wir uns einen Begriff von dem Geist unsrer Dichter in den vormaligen Zeiten machen wollen. Aber was für einen Begriff! — Wir können nicht weiter als bis zu starken Muthmaßungen gehen, daß das Bild der teutonischen und andern celtischen Barden aus ähnlichen Zügen zusammen gesetzt sey.

Sollte nicht folgendes Lied von einem Cornwallischen Barden, einen Platz im Deutschen verdienen? Ich habe es im Royal Magazine gelesen, und bediene mich einer guten Uebersetzung aus den Unterhal-

tun-

tungen, die ich mit dem Original vergli-
chen habe.

Derwin's Thränen.

Mein Gesang ist Derwin, der Nach-
kömmling Goran's. Herrlich war der
Jüngling wie die braune Eiche auf Tre-
mor's Hügeln; und wie der Löw in seiner
Höle, so wohnt' in seinem Herzen Kühn-
heit.

Mora, Penlarrens schöne Tochter fes-
selte sein Auge. Lang waren ihre Locken,
und gleich der Rose blühten ihre Wangen;
wie in dem grünen Thal die Lilie, so weiß
und duftend war ihr Busen, und sanfter
als die Federn am Halse des Schwans.

Bey dem lauten Gesang der Lerche ver-
ließen sie ihre Hütten, und sahn auf Tre-
gar's Hügeln zugleich den ersten Stral
des Morgens.

Am Abend, bey des Monden blassem
Licht, wanderten sie durch das Thal Pe-
nervin, lauschten auf das Lied der einsa-
men Nachtigall, und athmeten ihr süßes
Liebes-

Liebesgespräch in Rosmer's dämmernden Wäldern.

Tochter der Unschuld, rief der Jüngling, wann wirst du die meinige seyn? Wann wirst du Seligkeit auf meine Seele stralen lassen?

Betracht ich deine Reize, o dann hüpft mein unruhiges Herz, und die Liebe klopft vor Entzückung darinn. Ach! wirst du bald mich glücklich machen?

Der Unschuld sanftes Erröthen glühete auf der Wange der Tochter Penlarrens, und bejahendes Stillschweigen wohnt' auf ihren Lippen.

Aber nie, ach, nie sollten sie vereinigt werden. Krankheit umwölkte das Auge des Mädchens, und die Röthe des neuen Morgens erstarb auf ihrer Wange; ihr Haupt hieng danieder, wie die Blume im Regen; es sank auf ihr Hauptküssen wie die reife Aehre vor der Sichel des Schnitters.

Zärtlich ergriff ihre Hand ihres geliebten Derwin's Hand; ihr Busen hob sich, gleich

mitleidigen Blick; aber Furcht erschüttert nicht das Herz des Derwin.

Verzweiflung ruht auf seiner Stirn, und Unglück starrt aus seinem holen Aug': er fällt längs auf ihr Grab, beklagt des Lebens Dauer, ruft dem Schatten seiner entfernten Mora, und stirbt.

Derwin schläft an der Seite seiner Geliebten.

Durch die Gegenden von Cornwall erschallt ihre Liebe. Die Jünglinge und die Mädchen des Dorfs streuen jährlich Blumen auf ihren Rasen, und lernen die Beständigkeit aus Derwin's und Mora's reinem Beyspiele.

p.

Der

Deutsche.

Achzigstes Stück.

Im sieben und siebzigsten Stücke dieser Schrift versprachen wir, unsern Lesern von der schweren Strafe Nachricht zu geben, die sich der fromme Lok verdientermaßen auf den Hals zog.

So große Bubenstücke als wir von diesem übelthätigen Wesen erzählt haben, samt vielen andern, deren Erzählung unser Buch ohne Noth vergrößern würde, machten endlich der Geduld der Götter ein Ende. Sonderlich waren sie, wie billig, über den Tod ihres Mitgottes Balder dermaßen aufgebracht, daß sie beschlossen, dem Lok und seinen Ränken durch eine exemplarische Strafe Grenzen zu setzen. Lok merkte dieses, und dachte auf seine Sicherheit; diese glaubte er am besten in der Flucht zu finden, weil

gar keine Hofnung für ihn mehr übrig war, daß sich, wie wohl ehemals geschehen, die Götter durch neue Ränke würden hintergehen und besänftigen lassen. Er machte sich Rechnung, in einem gewissen Berge am sichersten seyn zu können; in denselben verbarg er sich, und verfertigte sich eine Wohnung daselbst, die an allen vier Seiten Aussichten hatte, damit er alles, was in der ganzen Welt vorgieng, übersehen und erfahren könnte.

Hier überdachte er jede mögliche Art auf welche ihm die Götter wohl beykommen könnten, und dachte für jedwede eine Ausflucht und Gegenmittel aus. Zu dem Ende nahm er oftmals die Gestalt bald dieses bald eines andern Thiers an, um in dieser Verstellung den Fallstricken entgehen zu lernen, die man diesen Thieren etwa stellen könnte. Er fand vielleicht, daß ihn die Gestalt eines Vogels oder vierfüßigen Thiers nicht hinlänglich vor den Nachstellungen der Götter, unter denen, nach deutscher Art, gute und schlaue

schlaue Jäger waren, sichern würde. — Wie, wenn du dich im Nothfall in einen Fisch verstelltest? — Er verwandelte sich in einen Lachs, und schwomm in dieser Gestalt am hellen Mittage in den Flüssen herum, um alles recht genau kennen zu lernen, was im Wasser ist, damit er es von dem, was man brauchen könnte, ihn zu fangen, wohl unterscheiden lernen mögte.

Damals war noch keine andre Art von Fischerey bekannt, als die Angelschnur. — Die Götter werden es an den Fingern abzählen können, dachte Lok, daß ich mich durch kein so einfältiges Werkzeug, als ein Angelhaken ist, werde berücken lassen — vorausgesetzt, daß sie so schlau sind, mich im Wasser zu suchen. Sie werden vermuthlich auf neue Erfindungen denken. Laß sehen, ob wir diese Erfindungen nicht im voraus sollten errathen können! — Loke's Beyspiel giebt einen Beweis, daß man mit gar zu vieler Vorsicht oftmals nur seinen Unter-

gang beschleunige. Denn, wie er sich bemühte, die künftigen Erfindungen der erzürnten Götter vorher zu sehen, kam er auf die erste Vorstellung eines Netzes.

— Ich habe vergessen im Eingange dieses Blattes die Schönen geziemend zu ersuchen, das heutige Stück nicht zu lesen. Gern wollt ich nun diesen Gedächtnisfehler verbessern, aber der Drucker, der das Manuskript erwartet, läßt mir nicht Zeit dazu, meinen Eingang umzuändern. Der Fehler ist einmal gemacht: alles was ich thun kann, ist, die Schönen zu bitten, sich nicht daran zu stoßen, daß der altdeutsche Satanas der Erfinder des Filet ist. Es sollte mich dauren, wenn die artige, und weniger als irgend eine andre Damenarbeit auf Kosten der Augen amusirende Beschäftigung des Filetmachens durch diese Entdeckung, daß sie vom — Gott sey bey uns! herrührt, aus der Mode kommen sollte.

Lok, den wir über diese kleine Einschaltung — die vielleicht den Stoff zu manchem Epigramm geben wird — nicht aus dem Gesicht verlieren wollen, verfügte sich in sein durchsichtiges Haus, nahm Bindfaden, und fieng an Netze zu stricken, so wie sie die Fischer in der Folge erfunden haben. Aber zu seinem Unglück bestieg Allfader-Wodan, gerade in dem Augenblik, als der Flüchtling mit dieser Arbeit beschäftigt war, den Thron seiner Allwissenheit auf dem erhabnen Platze Hlidskialf. Von diesem Sitze, wo nichts vor den Augen des Vaters der Heerschaaren verborgen bleiben konnte, entdeckte er den Ort, wohin Loke geflohen war. Flugs bot er alle Götter auf, und eilte an ihrer Spitze hin, den Bösewicht zu fangen. Lok, der beständig auf seiner Huth war, sah sie von weiten kommen; geschwind warf er sein angefangenes Netz ins Feuer, sprang in den Fluß, und verwandelte sich in einen Lachs. Die Götter kamen an, und fanden das ledige Nest. Sie wollten wieder abzie-

hen, aber Kuaser *) war scharfsichtig genug, in der Asche die Spuren des verbrannten Netzes zu unterscheiden, und Lok's neue Erfindung zu entdecken. Er hatte unter allen Göttern den durchdringendsten Verstand, und errieth nicht sobald den Nutzen dieses Dinges, als er den übrigen Göttern seine Muthmaßungen mittheilte. Sie säumten hierauf nicht, sich hinzusetzen, und nach dem Muster, das ihnen die noch an einander hängende Asche vorbildete, ein neues Netz zu stricken.

Wie es fertig war, begaben sie sich nach dem Fluße, wo der Flüchtling sich ver-

*) Kuaser. Wir haben im Vorhergehenden unsern Lesern nur die Götter bekannt gemacht, welche der Edda zufolge angebetet werden mußten, und übergiengen die ganze Reihe derer, die zwar zum Geschlecht der Asen gehörten, aber nicht verehret wurden. Unter diese gehört Kuaser, von dem wir vielleicht künftig etwas ausführlicher reden werden.

verborgen hatte, und warfen es aus. Thor hielt das eine Ende, und die sämtlichen übrigen Götter das andre, und nun zogen sie das Netz den Fluß hinab. Aber Lok verbarg sich tief auf dem Grunde zwischen zween Steinen. Auf die Art mußte das Netz über ihn hinstreichen, und die Götter fühlten nur, daß es etwas Lebendiges berühret hatte. Ehe sie demnach das Netz zum zweyten mal auswurfen, befestigten sie vorher Bley an den Rand desselben, damit es hart über den Grund des Wassers hinstreichen mögte. Aber Loke, dessen List auch diese Erfindung vorhergesehen hatte, hob sich schnell bis zur Oberfläche des Wassers empor, und schoß über das Netz weg; hierauf verbarg er sich wieder in der Tiefe. Die Götter wurden der fruchtlosen Versuche müde, und theilten sich in zween Haufen, die das Netz bis an den Ausfluß des Stroms in die See zogen; Thor aber watete im Wasser hinter her. Auf die Art konnte Lok ihnen nicht entkommen, wenn er auch bis ins Meer geflohen wäre.

Dieses merkte er auch wohl, und w
daher einen Sprung über das Netz
rück. Aber Thor lief geschwind hi
ihm her, und haschte ihn mit der H
beym Schwanze. Daher kommt es,
von der Zeit an bis auf den heutigen T
der Lachs gegen den Schwanz so dü
ist — sagt die Edda.

Wie er nun gefangen war, m
er seine eigenthümliche Gestalt wieder
nehmen, und wurde in eine Höle
schleppt. Die Götter glaubten, von
ner so bösen Brut müsse nichts übrig l
ben, deswegen bemächtigten sie sich a
seiner beyden Söhne, **Wala** und **N**
fa. Den ersten verwandelten sie in
wildes Thier, welches den andern ze
und verschlang.

Nun kam **Lok** an die Reihe.
Götter fesselten ihn mit den Gedärn
seines zerrissenen Sohnes, die sie hern
in eiserne Ketten verwandelten, an d
scharfe Steine, welche eine Art von H

ausmachten, und ihm an Rücken, in den Seiten und Kniekehlen die heftigsten Schmerzen verursachten. Ueber seinem Haupte ward eine Natter befestiget, welche ihm ihr Gift tropfenweise auf das Gesicht fallen ließ. Dieses scheint das härteste Theil seiner Strafe gewesen zu seyn.

Bey allem diesen Ernst und weitgetriebenen Schärfe, womit die Götter ihren Widersacher und Verläumder züchtigten, betrugen sie sich dennoch als Götter, und mischten der Strenge etwas Gnade bey. Denn sie ertrugen mit Nachsicht, daß die Frau des Verbrechers ihm einige Erleichterung verschafte. Von dieser versichert nehmlich die Edda, daß sie beständig neben ihrem Manne sitze, und das herabträufelnde Nattergift in einer Schale auffange. Denhoch aber kann sie unmöglich verhüten, daß ihm nicht etliche Tropfen ins Antlitz fallen sollten, während der Zeit, daß sie die vollgewordne Schale ausleeret. Und schon diese weni-

gen Tropfen bringen ihm unausstehliche Schmerzen zuwege. Er winselt, er heult, und ein so gewaltiger Schauder ergreift ihn, daß die ganze Erde davon erschüttert wird. Das ist es, sagt die Edda, was unter den Menschen **Erdbeben** genannt wird.

Mit solcher Strenge rächten die Götter den Tod **Balder's des Guten**; und diese Strafe sollte bis an das Ragnarokur dauren.

Uebrigens giebt uns das Ende dieser Erzählung ein rührendes Beyspiel von der Heiligkeit der Ehe unter den alten Celten, und ein Zeugniß der erhabnen Begriffe, die sie von der unverletzlichen und unaufhörlichen Treue hatten, so ein Ehegatte dem andern schuldig ist. Denn, man kann sich wohl schwerlich etwas abscheulichers denken, als die Lage, in welcher sich die Ehefrau, die wir hier vor Augen haben, befand. — Ihrem Mann nicht zu verlassen, der von allen Göttern,

von

von der ganzen Natur gehasset und verflucht, zu einer entsetzlichen, aber verdienten Strafe verdammt, mit dem Eingeweide ihres Sohnes gefesselt, und — — Doch meine Leser haben das alles gelesen, und können sich das grauenvolle Bild, welches alles an sich hat, was das Herz einer Gattin und einer Mutter zerreißen kann, so weit und mit so starken Farben ausmalen, als ihnen belieben wird. — In den alten Zeiten war eine so hoch getriebene Treue glaublich. Sollte nicht in den unsrigen die Geschichte einer Frau, die nur etwa ein oder ein paar Jahre lang Gefängniß, Verachtung, Schmach und Strafe mit ihrem Manne getheilt hätte, schon über alle Wahrscheinlichkeit gehen? —

„Sie werden hämisch, Herr Autor!„ sagt Laura, und beehret mich mit einem Schlag mit dem Fächer.

Das werde ich nicht, schöne Laura; ich kann nicht das mindeste dafür, daß unsre

unsre Zeiten so sind, wie sie sind. Ich rechne es auch weniger Ihrem Geschlecht, als dem männlichen zu, daß man auf verschiedne der ehrwürdigsten Pflichten mit solcher Gleichgültigkeit herabsieht. — Man will den Deutschen Schuld geben, daß er den alten Mannussöhnen Tugenden angedichtet, die sie nicht besaßen, und daß er die, so ihnen etwan eigen waren, um ein merkliches vergrößert, und sie in einem übertriebnen Lichte aufgestellet, bloß damit er desto freyer wider die gegenwärtigen Zeiten zu Felde ziehen könne. — Ich versichre Sie, Laura, daß das der Fall nicht ist. Man hat dem Tacitus eben den Vorwurf gemacht, erweislich mit eben so wenigem Grunde. Ich wüßte nicht, warum ich jene Zeiten auf Kosten der heutigen, unverdient empor heben sollte. Es war nie meine Absicht, die liebenswürdige Seite unsrer Vorfahren und ihre unschuldigen Sitten zu einer Brustwehr zu machen, mich hinter dieselbe zu verbergen, und aus dieser Verschanzung überspannte Wahrheiten, oder

gar

gar ungegründete Vorwürfe meinen Mitbürgern an den Kopf zn werfen. Ich betheure, daß es mich schmerzlich betrübt, daß unsere Nation' troß ihrer Künste, Wissenschaften und Bildung, beynahe an jeder Tugend, an jeder Gesinnung die ein Volk adeln, so tief unter jenem unwissenden und armen Volke stehet, welches vormals den deutschen Boden bewohnte, daß sie nothwendig bey jeder Vergleichung verlieren muß. Was konnt' es mir helfen, wenn ich das Bild unsrer Vorfahren bis zum Hochachtungswürdigen verschönerte? Durft ich wohl hoffen, daß es auf die heutigen Deutschen Eindruck machen würde, sobald man die Schmeicheley des Pinsels entdeckt hätte? — Ich bin in der Schilderung altdeutscher Sitten kein Haarbreit weiter gegangen, als der im Tacitus und den wenigen vaterländischen Denkmaalen vorhandene Stoff reichte.

Ich gestehe allenfalls, daß, wenn ich von unsern Vätern weiter nicht die mindeste Kenntniß gehabt hätte, als die sich

aus

aus dem Tacitus schöpfen läßt, ich vielleicht den Vorwurf, den man ihm macht, nicht in dem hohen Grade unwahrscheinlich gefunden haben würde, wie ich ihn jezt finden muß. So aber dünkt mich, kann nichts augenscheinlicher seyn, als daß dieser Schriftsteller wirklich das Gute bey den Deutschen angetroffen, was er von ihnen rühmet, und daß er sie nicht liebenswürdiger geschildert, als er sie wirklich gefunden. Jeder Kenner der deutschen Alterthümer wird in diesem Stücke mit mir überein kommen, er mag seine Untersuchungen wenden, auf welche Seite er will.

Nimmt man ihre ältesten Lehren von der Gottheit, wie vortreflich, wie nahe der Wahrheit sind sie! Steigt man bis zu der Vervielfältigung der Götter herab, wie liebenswürdig sind auch da noch die Deutschen, verglichen mit ihren Zeitgenossen! Der Grieche und Römer machte aus seinen Gottheiten die verabscheuungswürdigsten Ungeheuer, die sich denken lassen.

sen. Wo ist das Laster, das sie ihren Göttern nicht aufgeladen haben sollten? Wenn man ihre Schriftsteller aufschlägt, so malen sie uns den Olymp als einen Sammelplatz von Ehebrechern, Räubern, Dieben, Mördern, Bösewichtern und schamlosen Weibsbildern, von denen der ehrlichste den Galgen, und die züchtigste den Schandpfal verdienet hätte. Die Edda erzählt uns keine schändliche Romane. Sie schildert uns ihre Götter als streitbare Helden, aber sie malt dieselben menschenfreundlich und gut. Sie nennt uns Göttinnen der Liebe, die in der That liebenswürdig und zugleich ehrwürdig sind. Kein Priap, keine cyprische Venus, die noch ehrloser sind als das schändliche Volk, das solche schändliche Gottheiten anbetete. Der Begriff, den uns die Edda vom Alfader giebt, ist eben derselbige, den wir beym Tacitus finden. — Nimmt man die Nachrichten von den deutschen Tugenden und Sitten, die wir hin und wieder zerstreuet antreffen, oder die sich aus den alten Erzählungen, welche ohne Wider-

spruch

spruch den Sitten des Zeitalters ana
gisch waren, abstrahiren lassen: so ergi
sich, daß Tacitus nichts weiter sagt, a
was er mit Augen gesehen, oder aus z
verläßigen Quellen geschöpft. Ich könn
noch mehr anführen, aber dieß ist we
schon hinreichend, liebenswürdige Laur
den ehrlichen Tacitus und mich in ein b
seres Ansehen bey Ihnen zu setzen. Ueb
gens habe ich diese Vertheidigung öffen
lich geführet, weil Sie es nicht alle
sind, die dem Deutschen die Ehre erzeige
ihm und dem Tacitus einerley Vorwu
zu machen. —

Der

Deutsche.

Ein und achzigstes Stück.

Vierzehnte Fortsetzung des 53sten Stücks.

VI.

Wir haben, sagt der Lobgesang, über den ich fortfahre zu kommentiren, wir haben Fürsten, werth dieses Namens; Bilder der Gottheit, welche für die Ruhe, für die Sicherheit, für das Wohl, für das Beste ihrer Völker wachen. u. s. f.

Es ist wahr, wir haben solche liebenswürdige Fürsten, und gaben sie auch fernen Nationen. Es ist wahr, des Patrioten Muse singt

Bald
Die Großmuth Josephs; bald der Gerechtigkeit

Und Gnade Bündniß in der wei
Heldinn Rutheniens, Deutſ
landſ Tochter;

Bald jenen großen göttlichen Bürg
freund,
Der Häuſer, Künſte, Sicherheit ring
umher
Dem Volke ſchenket, unbekümme
Um des Kurzſichtigen Dank u
Undank;

Der jüngſt die kargen Felder dem Acke
mann
Aus eignem Füllhorn reichlich befruc
tete,
Dem Fleiß entnervter Landesſaſſen
Königlich milde ſein Schatzha
aufthat;

Gefallner Kriegesoberſten darbende
Verſteckte Witwen ſpeiſete, kleidete,
Selbſt mäßig wie ſein Antonin, un
Ohne den Kleiderprunk weich
Barbarn.

Jc

Ich lobe ein Volk darum, wenn es auf die erhabenen und glänzenden Eigenschaften seines Fürsten, und auf dessen wahre Größe mit Stolz erfüllet ist. Dieser Stolz hat etwas Edles an sich. Aber wir wollen, mit euerer Erlaubniß und nach meiner Gewohnheit die Sache ein wenig näher betrachten.

Dieser oder jener Fürst ist groß, ist ein vortreflicher Herr, ist ein Vater seines Volks, ist seiner Würde werth — und was man sonst zum Lobe eines Regenten sagen kann, was heist das? — Will es so viel sagen, als: er ist an der Spitze eines großen und edlen Volks? seine Unterthanen machen eine vortrefliche Nation aus? sie verdienen, daß man sie als Kinder eines so liebreichen und gnädigen Fürsten betrachtet? — Wie? oder heißt es vielmehr nur so viel, als: dieser Regent ist ein Herr, in dessen Seele Weisheit, Tapferkeit und Gnade vereint sind; er liebt sein Volk, und bemüht sich dasselbe glücklich zu machen. u. s. w.

Wenn ich die Lobsprüche höre, die man einem Herrscher macht, so schließe ich daraus auf den Werth des Herrschers selbst, und ferner auf die Glükseligkeit der Nation, die unter seinen Gesezen lebt; keinesweges aber auf die Güte und den Werth dieser Nation. Der Fürst kann ein Wunder seiner Zeit seyn; er kann durch alle Jahrhunderte als das Muster eines im Kriege und Frieden gleich großen, weisen gerechten und frommen Monarchen in den Zeitbüchern genannt und gepriesen werden er kann des Zepters würdig seyn, und — zugleich Unterthanen haben, die nichts weniger als einen solchen Fürsten verdienen In den jezigen Zeiten Europens ist freylich der Fall nicht wohl mehr möglich, daß ein Fürst so sehr über sein ganzes Volk hervorragen könne, wie Peter der Groß über das seinige. Aber der Fall ist dest möglicher, daß — — Doch wir wolle eine Betrachtung, die uns nach dem, was ich bereits gesagt habe, nicht mehr nähe zum Zweck führet, weiter nicht fortsetzen Schlechthin bey Deutschland stehen zu bleiben

ben, muß es dem Patrioten eine entzücken-
de Freude seyn, daß dieses Land mehr als
Einen vortreflichen Regenten nennen kann.
Mit vorzüglichem Rechte sind Theresens
Sohn und der große Brenne Deutsch-
lands Stolz und das würdigste Lied des
Barden, diese beyden unsterblichen Mon-
archen, die mit einander auf der Bahn der
wahren Größe wetteifern, von denen jeder

> Stets nach dem hohen Ziele stand,
> Der erste Mann des ersten Volks auf
> Erden,
> Des alten, edlen, tapfern Volks zu
> werden,
> Das allen Völkern Künst, erfand,
> Das ganz Europen Könige gegeben.

Joseph der Menschenfreund, und
Friedrich-Arminius der Freyheitretter
verdienen ihre erhabnen Namen, verdie-
nen die laute Bewundrung der Welt und
Nachwelt. — Aber auch Hermann war
Deutschlands gerechter Stolz; auch Her-

 mann,

mann, Siegmar's Sohn wachte, stri
und blutete für sein Volk;

Auch Hermann, dessen Schwert der R
che sich verbürgte,
Und seine Wüsten sich zu freyen Wüst
würgte,

war das Lied der edelsten Barden, und i
es noch heute. Dieser große Cherusk
war der unvergeßlichste Wohlthäter sein
Nation; er verdiente den Namen des Fre
heitretters, und verdient ihn noch von u
und unsern Enkeln; er war es werth, Für
eines edlen, freyen Volks und Herzog d
vereinigten Deutschen zu seyn. — Das hi
dert euch nicht, die Bürger, die unter diese
edlen Manne, unter diesem ersten Man
des besten und gerechtesten Volks für V
terland und Freiheit fochten, für Barb
ren, wo nicht gar für Wilde zu erkläre
Freylich thuet ihr diesen Leuten, die in ma
cher Absicht euere Muster seyn sollten, U
recht. Denn warum scheltet ihr sie Ba
baren? Weil sie bey großen Tugenden, b

dem wärmsten Patriotismus, bey rauhen, aber unsträflichen Sitten, euerer weichlichen Künste nicht achteten; weil sie eueren Ueberfluß, euere Ueppigkeit und Wollüste verschmäheten, euerer gleißnerischen Manieren und falschen Urbanität spotteten, und euere Laster verabscheueten; weil sie keine Pantomimen, Seiltänzer, Gaukler, Moralisten, Heuchler, Weinschenken, Kaufleute, Advokaten, Bildhauer, Maler, Putzmacherinnen, Galanteriekrämer, Friseurs, Kuppler, Tanzmeister u. s. w. haben wollten; und weil sie ihre Wünsche nicht über ihre Bedürfnisse ausdehnten. — Indessen sehet ihr doch, daß der Schluß von dem Fürsten auf das Volk, den ihr in Absicht auf euch so gerne gültig machen wolltet, in eueren eignen Augen nicht recht viel gilt.

Völker Teutoniens! ich wiederhole was ich gleich im Anfang dieses Aufsatzes sagte: das was ihr Bildung nennet, begehr ich euch nicht abzusprechen. Ich behaupte so gar, daß ihr auf euerem Wege so weit vor-

 wärts

wärts gekommen seyd, daß ihr alle an
Völker hinter euch gelassen habt, und
wofern es ja eine Nation giebt, die es
gen dürfte, mit euch über den Rang
streiten, nur die einzigen Britten gen
werden können. Der Weg den ihr zu
legtet, alle seine Hügel, Klippen und
ge die ihr überstieget, alle Hölen, Abg
de und Klüfte die ihr ausfülltet, ma
euch Ehre; und ich gestehe es, ihr wü
unendlich höher zu schätzen seyn, als
Vorfahren, wenn ihr eine einzige S
möglich gemachet hättet. — Leider sc
net dieß bisher noch für jede Nation
Unmöglichkeit gewesen zu seyn! —
mußtet die Unsträflichkeit und edle Ein
der Sitten, die alte deutsche Redlichkeit,
glühenden Patriotismus, die ehelige T
samt jeder häuslichen und bürgerlichen
gend, die in den unschuldigen Hütten
Söhne Teut's so gern, so lange woh
mit eueren hochgestiegenen Wissenscha
und Künsten verbinden. Völker Teut
ens! ihr übertreffet euere Vorfahren
der zum wahren Glück entbehrlichen Se

a

aber die unentbehrliche, jene, wodurch die Enkel des Mana so schätzbar, so ehrwürdig sind, wo ist sie? — Wo ist die alte deutsche Tugend? —

Eine traurige Erfahrung überführet uns von der Unmöglichkeit, daß ein Volk zu gleicher Zeit Herz und Geist allgemein ausbilden, und mit gleichen Schritten sich den höchsten Gipfeln in den Gefilden der Sitten und der Wissenschaften nähern könne. Ich hasse diese Erfahrung; aber die Sache ist doch einmal nicht anders, ein Volk entfernt sich von dem ersten Gipfel, je mehr es sich dem letzten nähert, und die Bildung einer vorher guten Nation kann nicht anders als mit dem Verlust ihrer Unschuld erkaufet werden. Schlaget die Zeitbücher der Welt auf; durchlaufet die Geschichte der Bildung eines jeden Volkes; steiget von dem zuletzt entdeckten Amerikanischen Völklein, in sofern es ein Theil der Europäischen Sitten angenommen, die ganze Leiter bis zu den hochgepriesenen und allgemein bewunderten Römern hin-

 auf.

auf. Allenthalben werdet ihr finden, daß bey jedem Schritte, den diese Völker auf ihrer neuen Bahn thaten, eine alte Tugend dahin starb. Allenthalben findet ihr, daß die alte Glükseligkeit verschwand. — Woher kommt das? — Sollte es schlechterdings nicht möglich seyn, daß allgemeine Bildung neben allgemeiner Tugend und Glückseligkeit bestehen könnte?

Die Bildung gab dem Deutschen Wissenschaften und Künste. Gut! wenn es dabey geblieben wäre — oder dabey hätte bleiben können, so würde Deutschland gewonnen haben. — Aber diese Geschenke hatten Folgen, und zum Unglück war unter diesen Folgen keine einzige neue Tugend — denn wer vermag mir nur Eine zu nennen, die wir jezt haben, und die nicht schon zu Hermann's Zeiten in Deutschland einheimisch gewesen seyn sollte? — Wohl aber ließen sich hundert Laster und unzählige aus denselben entspringende Verbrechen nennen, deren Namen Siegmar's Sohn und seine Zeitgenossen nicht einmal

kann.

kannten; Laster die in den Folgen der Bildung ihren Grund haben, und von denselben in alle Wege unzertrennlich sind.

— Um mich keiner Mißdeutung auszusetzen, vergönne man mir, die Anmerkung zu machen, daß, wenn ich eben von neuen Tugenden redete, ich nicht die gepredigten, sondern die in Ausübung gebrachten verstand. Sonst weiß ich ganz wohl, und höre es alle Augenblicke, daß euere Priester und Moralisten von der Nüchternheit z. E. von der Versöhnlichkeit, u. s. w. recht hübsche Sachen lehren. Ich begehre die vormaligen Bewohner Deutschlands nicht besser zu machen, als sie sind, und habe nirgend gefunden, daß die erste dieser beyden Tugenden in unserm alten Vaterlande allgemein, und die andre in einem hohen Grad geübet worden wäre. Ich weiß aber eben so gut, daß sie in unsern Tagen noch weit seltner sind, und daß, wenn euere Priester und Tugendlehrer sich auch ihr ganzes Leben hindurch die Brust rauh schreyen, kein Mensch sich darum be-

kümmert. — Vergebet mir dieses Einschiebsel; ich lenke schon wieder in meinen Weg.

Unsere Väter waren nicht ohne alle Wissenschaften, Künste, und Handwerker. Sie hatten treffliche Dichter, gute Redner, und es ist erweislich, daß sie nicht in allen mathematischen Wissenschaften schlechterdings Fremdlinge gewesen seyn müssen. Was sie sonst von Künsten und Handwerkern hatten, trieben sie freylich nicht über die Grenzen des Nothwendigen und Unentbehrlichen. Und dieses ist gerade die Stufe, auf welcher die Bildung stehen bleiben muß, wenn sie nicht Tugend und Glückseligkeit verdrängen will. Denn, sobald sie etliche Schritte weiter geht, so sind Ueberfluß, Weichlichkeit, Pracht und was man Luxus nennet, ihre Folgen. Diese Folgen sind es, welche neben der Tugend und dem wahren Glück nicht bestehen können.

Eine andre Sache wäre es, wenn man bey dem Wachsthum der Künste und Wissen-

senschaften einen gewissen Umstand aus dem Wege gelassen hätte. — Mich deucht, es sey jezt zu spät, ihn wegräumen zu wollen; besser wäre es, man hätte ihn, wie ich sagte, nicht in den Weg geworfen; und ich halte es nicht so schlechthin für unmöglich, daß man ihn gewissermaßen hätte vermeiden können, wenn ich mich der Spartaner erinnere, — deren Bildung aber, freylich mit der unsrigen nicht übereinkömmt.

Der Umstand von dem ich rede, ist dieser, daß durch unsre Art der Bildung die Menschen aus jenem Gleichgewicht gehoben sind, worinn Gott und die Natur sie gestellet hatten; aus dem Gleichgewicht, worinn vorzüglich Deutschland sich so lange erhalten hatte. In den alten Zeiten, ehe die Bildung das Herz der Deutschen verderbte, und ihre Tugend erstickte, war der, dessen Heerden ein ganzes Thal bedeckten, im Grunde wohl nicht reicher, als wer nur wenig Vieh besaß; — denn, Vieh war der ganze Reichthum dieses guten

Volks,

kümmert. — Vergebet mir dieses Einschiebsel; ich lenke schon wieder in meinen Weg.

Unsere Väter waren nicht ohne alle Wissenschaften, Künste, und Handwerker. Sie hatten treffliche Dichter, gute Redner, und es ist erweislich, daß sie nicht in allen mathematischen Wissenschaften schlechterdings Fremdlinge gewesen seyn müssen. Was sie sonst von Künsten und Handwerkern hatten, trieben sie freylich nicht über die Grenzen des Nothwendigen und Unentbehrlichen. Und dieses ist gerade die Stufe, auf welcher die Bildung stehen bleiben muß, wenn sie nicht Tugend und Glückseligkeit verdrängen will. Denn, sobald sie etliche Schritte weiter geht, so sind Ueberfluß, Weichlichkeit, Pracht und was man Luxus nennet, ihre Folgen. Diese Folgen sind es, welche neben der Tugend und dem wahren Glück nicht bestehen können.

Eine andre Sache wäre es, wenn man bey dem Wachsthum der Künste und Wissen-

senschaften einen gewissen Umstand aus dem Wege gelassen hätte. — Mich deucht, es sey jezt zu spät, ihn wegräumen zu wollen; besser wäre es, man hätte ihn, wie ich sagte, nicht in den Weg geworfen; und ich halte es nicht so schlechthin für unmöglich, daß man ihn gewissermaßen hätte vermeiden können, wenn ich mich der Spartaner erinnere, — deren Bildung aber, freylich mit der unsrigen nicht übereinkömmt.

Der Umstand von dem ich rede, ist dieser, daß durch unsre Art der Bildung die Menschen aus jenem Gleichgewicht gehoben sind, worinn Gott und die Natur sie gestellet hatten; aus dem Gleichgewicht, worinn vorzüglich Deutschland sich so lange erhalten hatte. In den alten Zeiten, ehe die Bildung das Herz der Deutschen verderbte, und ihre Tugend erstickte, war der, dessen Heerden ein ganzes Thal bedeckten, im Grunde wohl nicht reicher, als wer nur wenig Vieh besaß; — denn, Vieh war der ganze Reichthum dieses guten

Volks,

Volks, und das Einzige an dessen Besitz der Deutsche Vergnügen fand. *) Dieses Vergnügen war aber auch ungefähr alles, was ein oder ein paar Dutzend Kühe und Schafe mehr, ihrem Besitzer einbrachten, indem ein solcher Ueberfluß weder der Weichlichkeit noch den Wollüsten die Hand bot, und weiter zu nichts diente, als etliche Personen mehr mit Milch und Käse bewirthen zu können. Im gegentheil war, wer nur so viel Vieh besaß als sein Hausstand erforderte, deswegen weder dürftig, noch geringer geachtet. Und gesetzt, es hätte sich zuweilen zugetragen, daß es diesem oder jenen an etwas gemangelt, so war er sicher, es bey einem oder dem andern seiner Nachbarn zu finden und zu bekommen. Bey diesem gutmüthigen Volke setzte sogar der unvermuthete Zuspruch eines oder mehrerer Gäste, selbst den, dessen Wirthschaft in der ganzen Gau die aller-

klein-

*) Numero (*pecorum*) gaudent; eaeque *solae* et *gratissimae* opes sunt. *Tacit. Germ. c. V.*

kleinste war, nicht in die mindeste Verlegenheit. Fand er sich nicht im Stande, seinen Gästen den Tisch zu decken, so führte er sie ohne Umstände zu dem ersten seiner Nachbarn, der ihm einfiel. War auch hier die Küche schlecht bestellt, so gieng man weiter; und der, so die Fremden bewirthen konnte, rechnete sichs zur größesten Ehre, und hielt sich dem, der sie ihm zugeführet hatte, für sehr verbunden. — An den freywilligen Geschenken der Natur hatte jedermann ein gleiches Recht. — Sonach verdiente dort niemand reich oder arm genannt zu werden, weil im Grunde niemand reich oder arm war. Und jedermann konnte glücklich seyn, wenn anders die Glückseligkeit vorzüglich in der Gemüthsruhe bestehet.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Mein Herr Deutscher,

Ich habe Ihnen lange nicht geschri ben, und Sie werden gewiß nicht böse da über seyn. Jezt schreibe ich auf Befe meines Vaters, der Sie bittet, ihm alle was Ihnen von einer gewissen Aslauga von der er einmal gehört haben will, b kannt seyn mögte, mitzutheilen. — Be der Gelegenheit frage ich Sie für mich, o es denn so platterdings undeutsch ist, da ein Mädchen vor dem vier und zwanzig sten Jahre — — Sie verstehen mich ich habe Ihnen schon einmal was ähnli ches gesagt.

Sophia.

Der
Deutsche.

Zwey und achzigstes Stück.

Funfzehnte Fortsetzung des 53sten Stücks.

Diese ganze Glückseligkeit, so groß sie war, hat die Bildung aus Deutschland sowohl, als aus den übrigen Ländern gejagt. Denn war nicht die Ungleichheit des Vermögens eine von den ersten Folgen der aufkeimenden Bildung? Und ist nicht diese Ungleichheit die Mörderinn so vieler Tugenden? — Ist sie es nicht, die den Saamen unzähliger Laster in die Herzen der Deutschen gesäet hat?

Wäre Geld und Handlung aus der Welt geblieben, unstreitig wäre dann die Glückseligkeit nicht von dem Menschen gewichen. Wir würden weder von Verschwendern noch von Geizhälsen, weder

von Wucherern noch von Advokaten
der von Dieben noch Straßenräuber
der von Steuereinnehmern noch S
meistern das mindeste wissen. Die
nen würden keine Tobakspächter, di
bern keinen Kopfschatz, und ganz D
land keine Zahlenlotterien kennen.
tausendfachen Gestalten des Elends
den nicht seyn, bey denen jezt die w
Herzen voll wahren Gefühls der M
lichkeit und des Erbarmens, die ma
jezuweilen hier und da antrift, seufz
bluten. Hungrige Moralisten w
unser Ohr nicht mit ihrem dürren u
fruchtbaren Geschrey betäuben.
Auge des Mannes, der den Ad
Menschheit fühlt, würde nicht so
durch den Anblick der Galgen, der R
steine und der Karren beleidigt w
Wir würden keine traurigen Tage
seufzen. Von zehntausend Rechtsh
würden kaum ein paar übrig bleiben
auch in diesen wenigen wären die Pa
keiner gesetzmäßigen Plünderung a
setzt. Wir würden kein Raub der

rungssorgen seyn; wir würden am Ende unsrer Tage mit ruhigem Herzen über das Schicksal unsrer Gattinn und Kinder aus der Welt gehen können, denen so viele Tausende unter uns, jezt nichts als Hunger und Elend hinterlassen können. Wir würden vielleicht wenig andere Arbeiten kennen, als die der Ackerbau und Viehzucht erfodern; Beschäftigungen, so die Natur einem jeden Menschen zugetheilt und vorgeschrieben zu haben scheint. Die Arbeit würde alsdann gleich vertheilt seyn, und nicht, wie jezt, nur etlichen zur Last fallen, während daß die übrigen ihre schändlichen Tage der Faulheit, dem Müßiggang und den Wollüsten weihen. Unsre Strassen würden nicht von Bettlern wimmeln; jeder würde sich von seiner Arbeit nähren können, und, wie ich gesagt habe, diese Arbeit würde mäßig, und gerade zur Erhaltung der Gesundheit hinreichend seyn. Wer den Acker bauete, würde selbst die Früchte seines Schweißes genießen. Um alles mit Einem Worte auszudrücken: wir würden glücklich seyn.

 „Aber,

„Aber, sagt ihr, das ist ja eben de
Punkt; wo würden dann die Wissenscha
ten, und sonderlich die Künste bleiben
wenn jedermann vom Ackerbau lebte, un
die jezige Einrichtung nicht wäre, verm
ge welcher ein Theil der Menschen sich au
Wissenschaften, und ein andres auf Kün
ste legen muß, um sein Brodt zu erwe
ben? Von Natur liebt der Mensch übe
haupt die Arbeit nicht; wer würde es i
einer Wissenschaft, in einer Kunst, we
zu bringen suchen, wenn er dieses nur al
Nebenwerke, die ihm nichts einbringen
treiben soll? wenn ihn nicht der Vorthei
und die Sorge für seinen Unterhalt anfeu
ren, mühsame Tage der Arbeit zu weihen
lange Nächte zu durchwachen, seiner Ge
mächlichkeit zu entsagen, seine Gesundhe
aufs Spiel zu setzen?“

Hierauf läßt sich mancherley antwo
ten. Es mag seyn, daß wir in manchem
Fache noch ziemlich weit zurückstehen wü
den, wenn wir mit dem Gebrauch des Ge
des unbekannt geblieben wären. Des
beß

besser für uns! Denn zu allem Glücke mögte dieses Zurückbleiben nur von den entbehrlichsten Fächern gelten. Vielleicht hätte dann Deutschlands Genius gewollt, daß uns zu unserm Besten mehr als Ein Theil der Künste, das bloß dem Luxus fröhnet, und zum Verderben der Sitten gereicht — oder gar aus diesem Verderbniß bereits seinen Ursprung hat, völlig unbekannt geblieben wäre.

Mit den Wissenschaften hat es eine ganz andre Bewandniß. — Schier hätte ich Lust, die Möglichkeit zu behaupten, daß wir auf dieser Bahn, ohne den Gebrauch des Geldes, vielleicht noch weiter könnten gekommen seyn, als wir jezt sind, wenn Einmal die Nation Geschmack an denselben gefunden hätte.

Wenn wir unsern Philosophen glauben, so kann man sich, was das Fortkommen in den Wissenschaften betrift, ziemlich auf den Geist des Menschen verlassen. Sie wollen bemerket haben, „daß derselbe

unersättlich sey; stets nach der Vollk
menheit strebe; und vermöge einer na
lichen Nothwendigkeit, die Sphäre se
Wirksamkeit, so groß dieselbe immer
mag, dennoch stets zu erweitern trac
daß man daher mit desto größerem E
sich um neue Einsichten bemühe, je m
Einsichten man bereits erlanget." W
unsre Philosophen, wie ich nicht zwe
in diesem Stücke Recht haben, so wü
diese Unersättlichkeit des Geistes, d
immer rege Begierde nach neuen Eins
ten den Deutschen, auch ohne Geld, zi
lich weit gebracht haben.

Ich habe so viel Hochachtung für wa
Gelehrte, daß ich mich, selbst jezt bey d
eingeführten Gebrauch des Geldes, schw
lich überreden kann, daß der Mann,
sich den Wissenschaften gewidmet hat,
Geldgeiz arbeiten sollte. — Zwar
Erfahrung spricht wider mich; — d
eben diese Erfahrung beweiset auch,
vor allen andern Erdensöhnen der Gele
te, — und unter diesen sonderlich

schreibende Gelehrte ein überfließendes Maaß von Eigenliebe empfangen habe. Sollte bey der hohen Meinung, die er von seinen Entdeckungen, von seinen Erfindungen, von seinen Träumen, und vollends von dem unschätzbaren Werth seiner Schriften hat, sollte da die Ehre bey ihm gar nicht in Anschlag kommen? —

Nehmet unsre Zeiten, wie sie sind. Welche Erndte ist dem großen Manne, dem wahren Genie, auch jezt bey uns in den Tagen unsrer Bildung, die einträglichste? Er wird, dünkt mich, immer mehr Ruhm als Dukaten erndten. Und diese letzten, von wem erhält er sie? Der Verleger zählt sie ihm kärglich zu; unsere Großen und Reichen kennen den Werth des Geldes besser, als daß sie Genies damit belohnen oder unterstützen sollten. Aus dem abgelegnen Winkel Deutschlands, in welchem ich lebe, reicht mein Auge nicht bis in die Kabinette der Fürsten. Ich bin demnach der Untersuchung nicht gewachsen, woher bey ihnen diese — Spar-

samkeit will ichs nennen, rühren m
Von den Reichen hergegen, deren ich
große Menge nahe um mich habe, ist
hinlänglich bekannt, was jedermann w
daß so viele von ihnen für das

Magnum Dei beneficium, sensu c
muni valere

in ihren Morgensegen nicht den minde
Dank brauchen einfließen zu lassen,
der Ueberrest zu klein ist, um seinetw
eine Ausnahme von der Regel zu
chen. —

Wenn nun auch jedem Genie die
sten Früchte seiner Nachtwachen
theuerste von jedem Verleger bezahlet w
den: so fragt sichs, wie viel Bogen
trefflicher Sachen kann jemand innerh
Jahresfrist schreiben? und wie viel Ja
hindurch kann er vortrefflich bleiben?
Nehmet selbst euere Rechentafel und
kuliret! — In der Hauptsumme we
ihr finden, daß ein Gelehrter, der
ter vortreffliche Sachen schreiben wo

n

nicht das trockne Brodt verdienen würde. Folglich werden vortreffliche Bücher nur um der Ehre willen geschrieben. Folglich sind Ruhm und Ehre die stärksten Spornen, welche das Genie aufmuntern; das bisgen Geld wird nur so nebenher genommen, so laut man auch schreyen mag, daß in unsern Tagen die Gelehrten nur mit dem Magen denken.

Anders verhält es sich freylich mit alltäglichen, mittelmäßigen und schlechten Büchern, und mit solchen Gelehrten, die ein so kleines Antheil von Scham besitzen, daß sie nicht erröthen, mit einer Art von Bettelbriefen, die man Dedikationen, nennt, sich zu den Großen zu drängen. Dergleichen Bücher und dergleichen — Gelehrte bringe ich nicht in Anschlag. Diese haben kein Gefühl von Ehre, und jene sind Fabrikarbeiten.

Was demnach in unsern geldgierigen Zeiten die Ehre über den Mann vermag, der sich seiner Neigung zu den Wissenschaf-

ten überläßt: das würde sie ohne allen Zweifel in weit höherem Grade vermögen, wenn der Gebrauch des Geldes nicht eingeführet wäre. — Das war einer von den zu erweisenden Sätzen.

Einen andern Satz: daß es unter uns auch bey einer geldlosen Einrichtung, nicht an Männern gefehlt haben würde, die sich den Wissenschaften geweihet hätten, erweiset die Geschichte der ältesten Zeiten. Die Deutschen hatten Barden und Druiden, das heißt: Gelehrte von Profeßion. Der große Zulauf, den diese Männer hatten, die Geduld mit welcher die vornehme Jugend ganze zwanzig Jahre hindurch ihre Unterweisung annahm, dienet zum Beweise, daß die Nation von jeher Geschmack an den Wissenschaften fand. Man denke sich noch das große Ansehen hinzu, worinn damals die Gelehrten standen. Sie wurden von der Nation und von den Fürsten geehret, und man weiß, daß diese letzten bey den Gastmahlen, die sie oft den Gelehrten zu Ehren anstellten, den Barden

die

vornehmsten Stellen anwiesen, daß
n sie in Kriegs- und Friedenszeiten zu
wichtigsten Geschäften brauchte, u. s. w.
sich vollends von der Achtung zu über-
gen, womit man in dem alten geldlosen
utschland die Wissenschaften beehrte,
fe man die Augen auf eine gewisse Ver-
edenheit der damaligen Zeiten von den
rigen. Vormals waren die Gelehrten
hrentheils Männer von dem vornehm-
Stande, und es ist bekannt, daß ver-
edne Barden sogar aus königlichem und
stlichem Geblüte, ja oftmals selbst Kö-
e waren. Ich begnüge mich zum Bey-
le den nordischen König **Regner Lod-**
og anzuführen, weil er meinen Lesern
on aus dem vierten Stücke dieser Schrift,
Dichter bekannt ist. Der Adel unter-
ed sich von dem großen Haufen nicht
in durch die Vorzüge der Geburt, son-
n durch Gelehrsamkeit und Wissenschaf-
. Bey uns verhält es sich anders. Ich
iß mich der Zeit noch ganz wohl zu er-
ern, da adlich und unwissend gleichgül-
e Wörter waren; da der Edelmann
nichts

nichts weiter verstand, als eine Flinte loszuschießen, seinen Hühnerhund zu dressiren, seine Bauren zu prügeln, und ihre Töchter zu verführen.

Ich habe demnach dargethan, daß es auch unter Völkern, die kein Geld kennen, Gelehrte geben kann. Es bleibt mir noch der leichte Beweis übrig, daß wir ohne den Gebrauch des Geldes, auf der Bahn der Wissenschaften vielleicht noch weiter vorwärts hätten kommen können, als wir jezt sind.

Es war bis auf die letzten Zeiten eine fast allgemeine Gewohnheit unter den gebildeten Deutschen, daß der Sohn eines vornehmen oder reichen Mannes nichts weiter lernte, als seinen Namen zu krizeln, und — höchstens ein paar Brocken Französisch. Du bist reich genug, hieß es, du hast nicht nöthig dich zu quälen. Man siehet noch jezt mehr denn zuviel Edelleute und Reiche aus dem Anfang des jezigen Jahrhunderts, die von ihren Bauren

um nichts unterschieden sind, als durch das elende bisgen Gold auf den Kleidern. Die Wissenschaften blieben also für die Armen, zu einer Zeit, wo man sie nicht ohne starken Aufwand und wichtige Kosten erwerben kann. Daher die allgemeine Klage, daß so manches unter der eisernen Hand der Dürftigkeit seufzendes Genie, vom Mangel unterdrückt, und von Sorgen erstickt werde. Daher das Seufzen, daß so mancher, von dessen Geiste das Gebiet der Wissenschaften die wichtigsten Erweiterungen erwarten könnte, das beträchtlichste Theil seiner Zeit mit Arbeiten, die seiner unwerth sind, verderben müsse, um sein kümmerliches und oft mit Thränen benetztes Brodt mühselig zu verdienen. Den kleinen Ueberrest seiner Zeit widmete er wohl gern der Weisheit; aber seine Seele ist von der Last des Kummers, von den fressenden Sorgen der Nahrung, die das Mark seiner Gebeine verzehren, von der Furcht einer noch härteren Zukunft, ermattet. Vielleicht das bleiche niedergeschlagene Gesicht einer theueren Gattinn, die

vor dem künftigen Schicksal ihres Gatten, dessen Sorgen sie theilt, vor dem Schicksal ihrer gebohrnen und noch ungebohrnen Kinder zittert; — Vielleicht ein alter Vater, dessen Unvermögen Unterstützung fodert; eine schwache Mutter, die unter der Last der Jahre wankt; — Vielleicht ein hülfloser Freund; — Vielleicht ein harter Gläubiger — vielleicht — — Doch wer kann alle Arten des Jammers, die unter gebildeten Völkern so häufig, so unzählig sind, wer kann sie alle nennen?

Denket euch nun die Deutschen ungefähr in einer solchen Art von Gleichgewichte, worinn sie vormals waren. Die Bildung soll sogar gewirket haben, was sie doch unter uns nicht allenthalben hat wirken können: die Leibeigenschaft soll wegge-

fallen

fallen seyn. Dann würde freylich ein jeder sein angewiesenes oder eigenthümliches Stück Acker selbst mit den Seinigen zu seiner Nahrung bauen müssen; allein diese edle, und von der Natur einem jeden Menschen angewiesene Arbeit, hätte dem Freunde der Wissenschaften Zeit genug nach seiner Willkühr zu verwenden übrig gelassen. Diese Zeit hätte er mit freyem, und durch keine Sorgen geschwächten oder unterdrückten Geiste zu nutzen. Was stünde ihm nun im Wege, wofern Ruhm und Ehre etwas über ihn vermögten, ungehindert zu ihrem Tempel, auf der Bahn der Wissenschaften fortzugehen?

Da es nun wahr ist, daß die Wissenschaften eine heitere Seele, und ein aufgeräumtes Gemüth, das durch keine Sorgen

gen gefesselt noch am Nachdenken gehindert wird, erfodern: was hätte man denn nicht zu erwarten gehabt, wenn von allen den Klagen, daß die Genies vom Kummer erstickt und vom Mangel unterdrückt werden u. s. w. seit dem ersten Keime der Bildung keine einzige Platz gefunden hätte? Wie viele großen Männer würden wir zählen! Wie mancher vortreffliche Kopf, der jezt bey Rechnungsbüchern, unter ekelhaften Akten, oder in der Schreibstube eines Kaufmanns schwitzen muß, würde sich dann seinen Neigungen gemäßer beschäftigen, seinem Geiste freyen Lauf lassen, und Talente zeigen können, die er jezt vergraben muß.

Der

Deutsche.

Drey und achtzigstes Stück.

Sechzehnte Fortsetzung des 53sten Stücks.

Ich kann mich, so gern ich das Beste von dem Menschen denke, doch nicht dahin bringen, die Meinung derer Menschenkenner schlechthin zu verwerfen, die uns versichern, daß alle menschlichen Handlungen etwas vom Eigennutz an sich haben. — Lasset uns wenigstens sagen: die meisten Handlungen. Denn es zeigt sich gar zu deutlich, daß alles worauf der Mensch sich einläßt, allemal auf irgend einen Vortheil ziele. Es ist unmöglich alle diese Vortheile anzugeben; und zudem ist es für mich hinlänglich, drey Arten namhaft zu machen, welche die Menschen fast immer im Auge haben:

Zeitvertreib.
Ehre.
Geld.

Nehmet einmal das letzte aus der Reihe der wirklichen Dinge hinweg, ihr werdet deswegen den Menschen nicht weniger beschäftigt finden. — Ich gebe es zu, daß der Mensch von Natur die Arbeit nicht liebt — und ich verstehe hier unter Arbeit diejenigen Verrichtungen, wodurch man sein Brodt erwirbt — aber von Natur liebt der Mensch die Beschäftigung. Ich kann mich sicher auf die unnützesten Faullenzer berufen: wer hat jemals einen gefunden, der es hätte ausstehen können, den ganzen lieben Tag auf seinem Stuhle zu sitzen, die Arme in einander zu schlagen, und nichts zu thun, als einen Nagel in dem Fußboden, oder eine Blume in der Tapete mit unverwandten Augen anzukucken? Er wird sich mitunter wenigstens mit Etwas beschäftigen, dieses Etwas mag nun bestehen, worinn es auch immer will. Der Tage-

dieb

dieb sowohl, als der Mann der sich gerne nützlich beschäftiget, ist ein geschworner Feind der Langenweile. Der Trieb zur Wirksamkeit liegt tief in der Seele des Menschen, und ist unzertrennlich in ihre Natur verwebt.

In einem Lande, wo die gelderwerbenden Arbeiten wegfallen, wird es demnach eben so wenig als bey uns an Beschäftigungen fehlen. Der Faullenzer wird, wenn er ausgeschlafen hat, in der Karte spielen, oder spazieren gehen, oder Schmetterlinge haschen, oder den politischen Kannegießer machen. Der Mann, dem eine überwiegende Neigung zu Kleinigkeiten zu theile ward, wird Hirsekörner durch ein Nadelöhr werfen. Der glückliche Sterbliche

auf dessen Wiege

die Dichtkunst junge Rosen goß,

wird sein Leben den liederreichen Schwestern Uraniens einweihen. Der Mechaniker wird kleine niedliche Mäusgen verferti-

gen, die auf dem Tische herum laufen, als wenn sie lebendig wären. Ein Des Cartes in einer solchen Welt wird nicht ermangeln zu erweisen, daß er sey, weil er denkt; ein **Leibniz** wird von der vorherbestimmten Harmonie träumen; ein **Schröckh** wird Biographien, und ein **Lessing** vielleicht einen Laokoon schreiben. Ob aber ein Schmid einen Musenalmanach, ein Kloß Recensionen, ein Engelmann Ermunterungen an Menschenfreunde schreiben wird — oder ob überall Kloße, Engelmänner und Herren von Schweigerhausen in einem solchen Lande seyn werden — das weiß ich nicht. Gewiß ist es aber, daß die **Gellerte** und die **Klopstocke** Fabeln und Oden dichten würden. Was mich betrift — ich würde mich in einer solchen Welt ganz gut befinden; ich würde die Leibnize bewundern, die Schröckhe lesen, die Lessinge studiren, die Gellerte und Klopstocke auswendig lernen, und bey den Musenalmanachs die Pfeife anzünden. Ich würde kleine Liederchen machen, über das Lä-

cherliche

cherliche meiner Zeiten lachen — über mich zuerst, ohne deswegen viel weiser zu werden. Meinen Damon — denn ich mögte in keinem Lande seyn, in dem ich meinen Damon nicht hätte — würde ich herzlich lieben: kurz, ich würde in jeder Welt ein so unnützes Mitglied seyn, als ich in dieser bin; aber — und das ist doch immer Etwas, — ich würde, hoff ich, auch nichts darinn verderben.

Mich deucht demnach, daß es in einem geldlosen Lande ganz hübsch seyn müßte. Haß gegen die Langeweile, und Begierde nach Ruhm würden unstreitig desto wirksamer werden, wenn sie die einzigen Triebfedern wären. Die alten Zeiten Deutschlands, die einzigen auf die ich mich berufen kann, bestätigen die letzte Hälfte meines Satzes. Denn was war es, daß den Barden die Telyn in die Hand gab? Was brachte Zaubermacht, wenn ich so sagen darf, in ihre gewaltige Lieder, deren Ungestüm Wuth in die Seelen goß? in die

vor dem künftigen Schicksal ihres Gatte
dessen Sorgen sie theilt, vor dem Schi
sal ihrer gebohrnen und noch ungebohrn
Kinder zittert; — Vielleicht ein alter V
ter, dessen Unvermögen Unterstützung
dert; eine schwache Mutter, die unter d
Last der Jahre wankt; — Vielleicht e
hülfloser Freund; — Vielleicht ein h
ter Gläubiger — vielleicht — — Do
wer kann alle Arten des Jammers, d
unter gebildeten Völkern so häufig, so u
zählig sind, wer kann sie alle nennen?

Denket euch nun die Deutschen ung
fähr in einer solchen Art von Gleichgewic
te, worinn sie vormals waren. Die Bi
dung soll sogar gewirket haben, was si
doch unter uns nicht allenthalben hat wi
ken können: die Leibeigenschaft soll wegge

falle

fallen seyn. Dann würde freylich ein jeder sein angewiesenes oder eigenthümliches Stück Acker selbst mit den Seinigen zu seiner Nahrung bauen müssen; allein diese edle, und von der Natur einem jeden Menschen angewiesene Arbeit, hätte dem Freunde der Wissenschaften Zeit genug nach seiner Willkühr zu verwenden übrig gelassen. Diese Zeit hätte er mit freyem, und durch keine Sorgen geschwächten oder unterdrückten Geiste zu nutzen. Was stünde ihm nun im Wege, wofern Ruhm und Ehre etwas über ihn vermögten, ungehindert zu ihrem Tempel, auf der Bahn der Wissenschaften fortzugehen?

Da es nun wahr ist, daß die Wissenschaften eine heitere Seele, und ein aufgeräumtes Gemüth, das durch keine Sor-

gen

gen gefesselt noch am Nachdenken gehindert wird, erfodern: was hätte man denn nicht zu erwarten gehabt, wenn von allen den Klagen, daß die Genies vom Kummer erstickt und vom Mangel unterdrückt werden u. s. w. seit dem ersten Keime der Bildung keine einzige Platz gefunden hätte? Wie viele großen Männer würden wir zählen! Wie mancher vortreffliche Kopf, der jezt bey Rechnungsbüchern, unter ekelhaften Akten, oder in der Schreibstube eines Kaufmanns schwitzen muß, würde sich dann seinen Neigungen gemäßer beschäftigen, seinem Geiste freyen Lauf lassen, und Talente zeigen können, die er jezt vergraben muß.

Der

Deutsche.

Drey und achtzigstes Stück.

Sechzehnte Fortsetzung des 53sten Stücks.

Ich kann mich, so gern ich das Beste on dem Menschen denke, doch nicht da- in bringen, die Meinung derer Men- henkenner schlechthin zu verwerfen, die ns versichern, daß alle menschlichen Handlungen etwas vom Eigennutz an sich aben. — Lasset uns wenigstens sagen: ie meisten Handlungen. Denn es igt sich gar zu deutlich, daß alles wor- uf der Mensch sich einläßt, allemal auf gend einen Vortheil ziele. Es ist un- öglich alle diese Vortheile anzugeben; nd zudem ist es für mich hinlänglich, rey Arten namhaft zu machen, welche ie Menschen fast immer im Auge haben:

Zeitvertreib.
Ehre.
Geld.

Nehmet einmal das letzte aus d
he der wirklichen Dinge hinweg, i
det deswegen den Menschen ni
niger beschäftigt finden. — J
es zu, daß der Mensch von Na
Arbeit nicht liebt — und ich verst
unter Arbeit diejenigen Verrich
wodurch man sein Brodt erwi
aber von Natur liebt der Mensch
schäftigung. Ich kann mich si
die unnützesten Faullenzer berufe
hat jemals einen gefunden, der e
ausstehen können, den ganzen lieb
auf seinem Stuhle zu sitzen, die A
einander zu schlagen, und nichts z
als einen Nagel in dem Fußboden
eine Blume in der Tapete mit
wandten Augen anzukucken? Er w
mitunter wenigstens mit Etwas be
gen, dieses Etwas mag nun b
worinn es auch immer will. De

dieb sowohl, als der Mann der sich gerne nützlich beschäftiget, ist ein geschworner Feind der Langenweile. Der Trieb zur Wirksamkeit liegt tief in der Seele des Menschen, und ist unzertrennlich in ihre Natur verwebt.

In einem Lande, wo die gelderwerbenden Arbeiten wegfallen, wird es demnach eben so wenig als bey uns an Beschäftigungen fehlen. Der Faullenzer wird, wenn er ausgeschlafen hat, in der Karte spielen, oder spazieren gehen, oder Schmetterlinge haschen, oder den politischen Kannegießer machen. Der Mann, dem eine überwiegende Neigung zu Kleinigkeiten zu theile ward, wird Hirsekörner durch ein Nadelöhr werfen. Der glückliche Sterbliche

auf dessen Wiege

die Dichtkunst junge Rosen goß,

wird sein Leben den liederreichen Schwestern Uraniens einweihen. Der Mechaniker wird kleine niedliche Mäusgen verferti-

gen, die auf dem Tische herum lauf
als wenn sie lebendig wären. Ein D
Cartes in einer solchen Welt wird ni
ermangeln zu erweisen, daß er sey, w
er denkt; ein Leibniz wird von der v
herbestimmten Harmonie träumen;
Schröckh wird Biographien, und
Lessing vielleicht einen Laokoon schr
ben. Ob aber ein Schmid einen Mus
almanach, ein Kloß Recensionen,
Engelmann Ermunterungen an Mensch
freunde schreiben wird — oder ob üb
all Kloße, Engelmänner und Herren v
Schweigerhausen in einem solchen La
seyn werden — das weiß ich nicht. G
wiß ist es aber, daß die Gellerte u
die Klopstocke Fabeln und Oden di
ten würden. Was mich betrift —
würde mich in einer solchen Welt ganz g
befinden; ich würde die Leibnize bewu
dern, die Schröckhe lesen, die Lessin
studiren, die Gellerte und Klopstocke au
wendig lernen, und bey den Musenalm
nachs die Pfeife anzünden. Ich wür
kleine Liederchen machen, über das L

cherlic

cherliche meiner Zeiten lachen — über mich zuerst, ohne deswegen viel weiser zu werden. Meinen Damon — denn ich mögte in keinem Lande seyn, in dem ich meinen Damon nicht hätte — würde ich herzlich lieben: kurz, ich würde in jeder Welt ein so unnützes Mitglied seyn, als ich in dieser bin; aber — und das ist doch immer Etwas, — ich würde, hoff ich, auch nichts darinn verderben.

Mich deucht demnach, daß es in einem geldlosen Lande ganz hübsch seyn müßte. Haß gegen die Langeweile und Begierde nach Ruhm würden unstreitig desto wirksamer werden, wenn sie die einzigen Triebfedern wären. Die alten Zeiten Deutschlands, die einzigen auf die ich mich berufen kann, bestätigen die letzte Hälfte meines Satzes. Denn was war es, daß den Barden die Telyn in die Hand gab? Was brachte Zaubermacht, wenn ich so sagen darf, in ihre gewaltige Lieder, deren Ungestüm Wuth in die Seelen goß? in die

gedacht hat;) über den heutigen Zust
der sich gesittet dünkenden Nationen
schreibe. Das Gemälde ist tref
und gut.

„Schmeicheln wir uns nicht zu
sagt mein Philosoph, diese herrlichen V
theile (der Bildung) sind noch lange
so allgemein, als wir es billig wüns
sollten. Wenn wir mit einem aufm
samen Blicke unsere Zeiten betrachten
werden wir bey den gesittesten Völ
von Europa noch gar zu viele Ueberble
von Barbarey finden, obwohl diese
nicht in allen Ländern mit gleichem M
ausgestreuet sind.“

„Das gemeine Volk ist erstlich in
meisten Staaten beynahe noch so ba
risch, so abergläubisch, so roh, so un
send, so ungerecht, als immer in
mittlern Zeiten. *) Man durchreise
gr

*) Mein Verfasser bringt, wie man sieht,
nur die Flecken in Anschlag, die von der
der Bildung nicht abgewischet sind.

größesten Theil von Europa, so wird man finden, daß der Glaube an Zauberey, an Gespenster, an chiromantische und andre wahrsagerische Künste, nebst andern solchen barbarischen Vorurtheilen noch fast allgemein sind."

„Die Unwissenheit in wesentlichen Dingen, diese Unempfindlichkeit für das wahre Gefühl der Menschheit, dieser Mangel von Begriffen und von gemeinnützigen Gesinnungen, erstrecket sich von den niedersten Klassen bis auf die höchsten. Oft besteht der ganze Unterschied in einem gewissen Firnisse, welcher die Heßlichkeit der Vornehmen und der Reichen verkleistert. Es ist zwar schon etwas gewonnen, daß man seine Schande verbergen will; es zeiget daß man die Unwürdigkeit derselben empfindet, und einer bessern Denkungsart fähig wird. Vor hundert Jah-

die Menge derer, die sie hinzugefüget hat, läßt er sich nicht ein. Anmerk. des Deutschen.

ren prangte man noch damit in den meisten Ländern."

„Wenn wir indessen noch zu unsern Zeiten von allen Europäern den hundertsten wegnähmen, so würden vielleicht lauter Barbaren übrig bleiben, den äußerlichen Schein ausgenommen. Kaum würde noch die äußerliche Ordnung und Sittlichkeit gehandhabet werden. Vielleicht würde gar alles wieder in den Stand verfallen, von welchen die Beschreibung Schottlands und Irrlands in den mittlern Zeiten ein so abscheuliches Gemälde liefert."

„Die **Vornehmen**, die **Edeln**, die **Reichen**, haben viel weniger Antheil an diesem Vorzuge, als man denken sollte. Wenn diese ausgezeichneten Günstlinge des Glücks, diese Muster und Führer des Volks wirklich gesittet wären: so würden Sitten, Wohlstand und wahre Glückseligkeit weit gemeiner seyn. Diese glänzenden Menschen sind, obgleich besser als

vor

: ein paar hundert Jahren noch lange
ht, was sie seyn sollten."

„Sie sind erstlich keine Räuber mehr,
lche den unschuldigen Wandersmann
entlich überfallen. Doch glauben sie
ßentheils sich nichts destoweniger be-
)tiget, den Schwachen zu unterdrü-
n; dem Niedrigen die geheiligten Rech-
der Freyheit und der Menschheit strei-
zu machen, und einander selbst durch
gerechte und quälende Rechtshändel zu
folgen. Diese Rechtshändel werden
gemein durch heimliche List und Ueber-
cht, wie ehemals die Fehden durch öf-
tliche Gewalt, entschieden, und das
cht des Stärksten hat in den meisten
ndern nur seine Gestalt geändert. Noch
unsern Tagen ist überhaupt von den Ge-
en wahr, was Anacharsis denselben
Last gelegt hat, und noch jezt kommt ih-
größtentheils die Erklärung zu, welche
ige Alten davon gegeben haben: sie seyen
Vortheil des Mächtigern. (potentio-
commodum.)"

„Bey

„Bey diesen Mächtigern nun, welche sich eben die bessern glauben, weil sie die Stärkern sind, herrschen beynahe noch immer eben sogroße Unordnungen, wie unter den niedrigsten Klassen des menschlichen Geschlechts. Wir können mit gutem Grunde diese Barbarey in die männliche, und in die weibische eintheilen.“

„Noch vor einem halben Jahrhunderte hatte die erstere in den meisten europäischen Ländern die geehrteste Stelle. Das Trinken behauptete da beynahe den ansehnlichsten Platz, und Menschen, die zum Denken allzu schläfrig waren, ersetzten sich dadurch, wie bey dem barbarischsten Wilden, den Mangel von Begriffen. Die Jagd, die feurigste Leidenschaft der Barbaren und der Unwissenden, war das Lieblingsvorrecht der Edeln und der Mächtigen, so wie der Zweykampf. Obgleich nach unsäglicher Mühe es Vernunft und Gewalt dahin gebracht haben, daß die Menschen aufhörten, sich selbst in Streitigkeiten, wo es um ihr Gut zu thun ist,

Recht

Recht zu verschaffen, und ihre Angelegen-
eiten den Gerichtshöfen anvertraueten:
ist in Betrachtung der Ehre diese Mil-
erung noch nicht möglich gewesen. Un-
re Edelleute und unsere Soldaten wären
hrlos, wenn sie nicht mehr Barbaren
yn dürften. Indessen sind auch diese
ännlichen Leidenschaften in unserm Jahr-
underte sehr geschwächt worden."

„Die weibischen Triebe und Neigun-
en hingegen erhalten täglich eine merkli-
here Uebermacht. Der Geschmack der
Kleinigkeiten, der kindischen Auszie-
ungen, des Putzes ist eine wesentliche
Eigenschaft der Barbarey und des kindi-
hen Zustandes der Menschheit. Die
Seuche, seinen Körper glänzend und bunt
u machen, und demselben allerhand Zu-
itze anzuhängen, ist ein wahres Kenn-
eichen derselben. Diese nimmt immer
nehr überhand; und, obgleich an sich
leichgültig, ist sie doch eine Quelle vieler
noralischer Uebel."

„Das

„Dieses ist ungefähr die Gestalt dessen, was man in Europa den bessern Theil der Gesellschaft zu nennen pflegt. Wie bald würde nicht dieses alles wieder in die ursprüngliche Barbarey zerfallen, wenn es nicht das obrigkeitliche Ansehen zurück hielte, und wenn nicht die Künste, der feinere Geschmack und die sich ausbreitende Gelehrsamkeit die Rohigkeit dieser Leidenschaften milderten. Das erstere allein würde ohne die Hülfe der letztern es kaum weiter bringen, als in den mitlern Zeiten.“

„Wenn wir also die blendende Schminke wegnehmen, so gehört ein großer Theil unsrer poliertesten Leute, aus der Zahl der gesitteten ausgestrichen zu werden.“

„Weit über diese sind diejenigen erhaben, welche andre beherrschen: die **Könige**, die **Fürsten**, die **Minister**, die **Vorsteher der Freystaaten.**

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

Der

Deutsche.

Vier und achzigstes Stück.

Siebzehnte Fortsetzung des 53sten Stücks.

„Ich nehme, fährt mein Autor fort, die Könige und die Fürsten von meiner Kritik aus. Sie thun das wenigste, das unter ihrem Namen geschiehet, und sie sind nur dem Richteramte der Nachwelt unterworfen. Selten erheischen es die Rechte der Freyheit und der Menschlichkeit, daß sie bey ihrem Leben gerichtet werden. Indessen sind sie schon verurtheilt, wenn nicht der Wohlstand und der Segen ihrer Unterthanen ein Zeugniß zu ihren Gunsten ablegt.“

„Aber die Minister und die Vorsteher der Völker über dieser ihre Grundsätze und Handlungen ist es einem Welt-

bürger erlaubt, seine bescheidenen Gedanken zu eröffnen; und da glaube ich mich nicht zu betrügen, wenn ich behaupte, daß in den Kabinetern und in den Rathssälen noch am meisten Barbarey wohnet."

„Das vornehmste Kennzeichen derselben ist der Mangel von dem Gefühle der allgemeinen Liebe, und die Mißkenntniß derer Rechte, welche man in der Menschheit verehren soll. So lange wir noch von dem Kriege werden reden hören, dürfen wir noch laut sagen, daß die Welt sehr barbarisch ist."

„. . . . . Ein Weiser, welcher in einem unsterblichen Werke die Rechte und Pflichten der Völker und der Fürsten beschrieben hat, (Grotius) widerlegt mit einem menschenfreundlichen Eifer diejenigen, welche behaupten, daß der Krieg alle Rechte und alle Gerechtigkeit aufhebe, und daß er keinen Gesetzen mehr Platz lasse. Indessen sollte man doch fast denken, diese hätten im Grunde nicht ganz Unrecht.

Man

an wird kaum zeigen können, daß ein
ieg möglich sey, wo nicht an unzähligen
schuldigen die Rechte der Menschheit
letzet werden müssen. Dürfen wir aber
h einer strengen Sittenlehre, einem,
h dem geringsten Menschen Unrecht thun,
uns gegen einem dritten Recht zu ver-
ffen?“

„Immer wird also der Krieg eine bar-
ische Sache bleiben. Immer wird der
Ungeheuer seyn, der ohne die äußerste
th solchen anfängt, oder der einen an-
n dazu nöthiget. Wenn jemals ver-
ftige und geläuterte Grundsätze in die
elen der Minister Eingang finden kön-
: so müssen die Kriege unmöglich wer-
. Nur Gemüther, bey welchen die
rbarey noch die Oberhand hat können
he anzetteln. Er schickt sich nur für die
lden. Leichtsinnig huben sie solchen an;
de und entkräftet endeten sie denselben;
treulos erneuerten sie ihn. Ein bar-
isches Völkerrecht gab demselben nach-
den Schein der Gerechtigkeit, und

wurde zu einer Quelle von Vorwänden,
ter welchen man die Völker überredet,
man sie zu ihrem Besten elend und ung
selig mache. Unselige Beförderung de
meinen Wohlfarth, wodurch nur die
nister gewinnen, und die Könige un
Völker auch wenn sie siegen, immer sc
cher werden! Erst wenn dieser Schand
der Menschheit getilget seyn wird;
wenn sich alle Völker unter einander
Brüder ansehen werden; erst alsdann
man sagen können, daß die Barbarey
gehöret hat.“

„Noch sind diese glückseligen Tage
entfernt. Noch herrschet in den Kab
tern eine Weisheit, welche mit der R
gion und mit der Menschlichkeit in dem o
barsten Widerspruche stehet. Diese r
dem Fürsten und seinen Ministern wie
letzten Bürger zu: „Alle Menschen
„euere Brüder! — Alle eure Untertha
„sind euere Kinder! Euere größeste S
„ge sey, wie ihr Glückseligkeit, W
„stand und Vergnügen über alle ausgie

„

„wie ihr alles was euch und euere Staaten
„umgiebt, blühend und glücklich machen
„könnet.“ — Jene hingegen führet eine
„unmenschliche, eine barbarische Sprache:
„Ihr habt von allem zu fürchten, was
„euch umgiebt. Euer niedrigster Unter-
„than denket darauf, sich euerer gerechten
„Herrschaft zu entziehen; der mächtige dro-
„het euere Gewalt durch die seinige zu
„schwächen, euer Ansehen mit euch zu thei-
„len, oder euch dasselbe gar zu entreißen;
„der erleuchtete, der gelehrte empöret sich
„mit Worten, mit Vernunftschlüssen, mit
„Grübeleyen, da er es mit offenbarer Ge-
„walt nicht thun kann. Alles ist dem Thro-
„ne furchtbar; was denselben nicht öffent-
„lich angreifen darf, sucht ihn heimlich zu
„untergraben. Der Sklav ist immer der
„natürliche Feind seines Meisters. Ihr
„müsset also einen jeden euerer Untertha-
„nen als einen heimlichen Aufrührer anse-
„hen; ihr müßet gegen einen jeden auf eue-
„rer Hut seyn. Noch mehr habt ihr von
„eueren Nachbarn zu fürchten. Ihre
„Größe, ihre Reichthümer, ihre Blüte,

„ihre Ruhe drohen euch den Unterga
„Ihr müßet allein groß, allein mäch
„allein reich seyn. Euere Blüte,
„Wohlstand, euere Sicherheit sind da
„wenn andere nicht schwach, nicht el
„nicht euere Sklaven sind. Sie zu sol
„zu machen, soll euere einzige Bestreb
„seyn. „Dieß war viel tausend Ja
hindurch die Sprache der Politik. Es
sie noch; und die Weisheit der grö
Staatsmänner bestehet in der Ausüb
ihrer abscheulichen Grundsätze. Wie
hend, wie bewundernswürdig würde n
der Zustand der Völker werden, wenn n
nur die Hälfte der Gaben anwendete un
glückselig zu machen, welche man verschw
det, Mißtrauen, Elend und Sklaverey un
ihnen zu unterhalten und auszubreiten."

„So würden bald die Schandfle
verschwinden, welche noch so vielfältig
Gesetzgebung der meisten Staaten en
ren. Da finden wir noch unzähliche S
ren der Wildheit. Die ganze peinl
Rechtsgelehrsamkeit ist kaum etwas

ders, als eine in ein System gebrachte Barbarey. Die peinliche Frage, die harten Strafen, die Nachläßigkeit den Verbrechen vorzubeugen sind alle Beweisthümer, wie weit die eingeführte Gerechtigkeit noch von der Menschlichkeit entfernet ist.“

„Das Finanzwesen der meisten Staaten ist nicht weniger ein Chaos von Verwirrungen, von Unmenschlichkeit, von Ungerechtigkeit.“

„Die meisten europäischen Verfassungen tragen also noch die Kennzeichen von der Wildheit und von der Rohigkeit der Zeiten, in welchen sie gegründet worden sind. Die Gewaltthätigkeit gab ihnen den Anfang; sie erhielten ihre Befestigung und ihre Gestalt durch andere Gewaltthätigkeiten, durch Unordnungen, durch Zerrittungen. Die elenden und traurigen Folgen davon sind tief in alle Theile derselben verwebet. Sie sind den Fürsten und den Völkern so sehr zur Gewohnheit worden, daß sie die meisten noch als geheiligte Vor-

rechte ansehen. Erst seit einem halben Jahrhundert fängt sich an ein helles und mildes Licht zu verbreiten, die Augen einer kleinen Anzahl von Menschenfreunden zu erleuchten, und ihre Herzen zu erwärmen. Nur allmählig können sich die seligen Einflüße davon empfinden lassen."

„So finden wir bey dem Adel und bey den **Reichen**, bey dem **gemeinen Volke** und bey den **Großen** noch einen sehr geringen Grad der wahren Menschlichkeit."

„Wir sollten hoffen, bey den **Gelehrten** unendlich mehr zu finden. Diese sollten durch ihren Beruf die heiligen Rechte derselben unverletzt erhalten, und ihre edeln Grundsätze in der reinsten Lauterkeit unter den Menschen, ihren Brüdern, ausbreiten. Unsre glückselige Zeiten besitzen auch weit mehrere tugendhafte Freunde der Wahrheit, als alle vorhergehende Weltalter. Aber wie gering ist die Anzahl derselben gegen derjenigen ihre, welche sich unwürdiglich des Namens der Gelehrten und der Philosophen anmaßen."

„Wie

„Wie finster siehet es nicht noch auf
en hohen und auf den niedern Schulen
us, und wie wenig haben nicht die mei-
en zur Beförderung der Wahrheit und
er Menschlichkeit beygetragen. Wie viel
itles und falsches Geschwätz ertönet nicht
och in den Hörsälen derselben, und wie
ehr entehren nicht die Ausschweifungen und
ie Zänkereyen der Gelehrten, in den Au-
en der Vernünftigen die Gelehrsamkeit!„

„Wie selten sind nicht also noch die
Tugendhaften und die wahren Menschen in
llen Ständen. Auf das höchste befindet
ich Europa nun in einer blühenden, in einer
usgelassenen Jugend, und reifet seinen
männlichen Jahren und bessern Zeiten ent-
egen.“ —

Dieses ist das Urtheil eines vortreflichen
Mannes, der nicht weniger groß ist, ob-
leich sein Buch in das Französische nicht
bersetzt ist, und in manchen Ländern zu
hrer Schande das Verzeichniß der verbo-
enen Bücher vermehret. Herr Iselin, —

denn seine Geschichte der Menschheit
ist es, von der ich die vorstehenden Sei-
ten geborgt habe — schildert die gegenwär-
tigen Zeiten der Erleuchtung vortrefflich,
und als ein Mann, der sich allenthalben
umgesehen hat, mit Wahrheit und Ueber-
zeugung. Es scheint mir freylich, als
wenn er hin und wieder den Vorurtheilen
der Menschen zwar wenig, aber doch et-
was nachgiebt, und sonderlich in seinen
Aussichten Hoffnungen äußert, die wohl
um ein ziemliches Theil zu schmeichelnd,
und glänzender sind, als der Anlaß und die
Beispiele der Vorwelt sie rechtfertigen.

Sollt es wahr seyn, daß wir den
männlichen Jahren, und bessern Zeiten ent-
gegen reifen?

Ich rede hier nicht, wie mein Autor,
von ganz Europa; denn die Völker, die
jezt noch hinter uns sind, können bis zu un-
serer Reife gedeihen; sondern ich bleibe bey
Deutschland stehen.

Wenn ich meine Augen auf die Vor-
welt hefte, und alle Völker die sich der Bil-
dung

dung rühmten, und nun nicht mehr sind, nach der Reihe betrachte: so finde ich einem jeden eine Linie vorgezogen, über welche noch kein einziges jemals gekommen ist. Etliche erreichten diese Grenzlinie, andre blieben in einer kleinen, und noch andere in einer grössern Entfernung von derselben; dann nahm jedes den Rückweg. Einige stürzten sich im vollen Lauf von der Höhe herunter, die sie erstiegen hatten, andre kehrten langsamer zurück. Alle nahmen aber, wie mich dünckt, einen ganz andern, und weit häßlichern Weg, als der ist, auf den sie hinangestiegen waren; sie betraten im Hinabsteigen nicht eine Stufe nach der andern.

Unreife Früchte sind dem Geschmack erträglicher, als verfaulte. Jene ziehen den Mund zusammen; diese erwecken Ekel und Erbrechen.

Eins ins andre gerechnet, wollen wir annehmen, daß wir ungefähr mit den Römern, wie sie in den glänzendsten Zeiten ihrer Bildung waren, jener Linie gleich na-
he

he sind. — Ich nehme etwas an, dem mancher widersprechen mögte; aber wir wollen, wie ich gesagt habe, eins gegen das andre rechnen. — Rom war in seinen schönen Tagen bis zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen. Der Gipfel, auf dem es stand, war glänzend, er war erhaben, hoch über andre Völker. Aber wie niedrig ist die Tiefe, aus welcher sich dieser Gipfel erhebt, die Tiefe in welche Rom wieder hinabgesunken ist. Wo blieben die Ciceronen, die Virgile, die Horaze? — Was für eine Nachwelt hatten sie? — Was für eine Nachwelt werden wir haben? —

Wir schmeicheln uns zu sehr, wenn wir da Hoffnungen nähren, wo nur fromme Wünsche statt finden; wenn wir uns auf das Glück Rechnung machen, das noch keiner Nation ward: immer aufwärts zu steigen, und endlich auf dem alleroberften Gipfel, wo allgemeine Erleuchtung des Geistes mit allgemeiner Bildung des Her-

ens vollkommen vereinigt ist, ewig woh-
en zu können.

Gern will ich mich hierinn des Irr-
humis überführen lassen; aber es dünkt
nich Wahrheit, daß wir schon jezt das
Schicksal der Römer erfahren. Der Geist
er Kleinigkeit scheint seine Fesseln, die
iemals recht fest geschmiedet waren, wie-
er abgeschüttet zu haben, und der gute
Geschmack scheint in Abnahme zu kom-
nen. — Selten oder vielleicht niemals
vill dieses ein Volk wissen. Der Eigen-
ünkel wird es immer überreden, daß es
n dem Flittergolde, worinn es sich ver-
iebt, weit köstlichere Schätze besitze, als
n dem ächten, woran es vormals wirk-
ich reich war. Aber die Völker die nach
hm kommen, diejenigen Völker, die die-
es vielleicht zum Muster nehmen, werden
s wissen, wenn sie dem Gange seines Gei-
tes nachspähen.

Wenn es aber wirklich der Fall seyn
ollte, daß ich mich im Irrthume befände;
wäre

wäre es gegründet, daß der deutsche Geist noch im Wachsthume sey? — Welch ein wankender Grund wäre das, um glänzende Hoffnungen für das Reich der Sitten darauf bauen zu wollen! Hoffnungen edlerer Zeiten! Hoffnungen auf eine Glückseligkeit die noch bey keinem Volke das sich von der Einfalt der Natur entfernte, möglich war! — Es würde künftig nicht anders gehen als es bisher gegangen ist; jeder Schritt würde den Deutschen von der Glückseligkeit weiter entfernen; mit jedem würde ein Rest der alten Tugend getödtet werden. Jede neue Blüte oder Frucht würde neue Bedürfnisse erzeugen, und jedes neue Bedürfniß würde die Zahl des Elends vermehren, die jezt, da die Bildung sich, wie Herr Iselin sagt, nur noch in ihrer Kindheit oder in den ausgelassenen Jugendjahren befindet, schon bis an das unaussprechliche gewachsen ist.

Ehe ich diesen Aufsatz endige, kann ich nicht umhin, mit einigen Leuten besonders

zu reden, von welchen die Verfasser des Deutschen unrecht beurtheilet werden.

Wir sind, das darf ich versichern, sehr weit von der Thorheit entfernt, uns unter den alten Haynen Germaniens ein Paradies zu denken. Wir wissen und erkennen sehr deutlich, daß die Völker Thuiskon's kein gelobtes Land bewohnten, wo Milch und Honig in Bächlein flossen. Wir haben zu viel Achtung vor unsern Tacitus, als daß wir ihm, der in Deutschland gewesen war, nicht Glauben beymessen sollten wenn er versichert, daß zu seiner Zeit dieses Land größtentheils mit fürchterlichen Waldungen bedeckt, und durch Sümpfe und Moräste unangenehm und unwegsam gewesen sey; daß zwar Getraide, aber nicht gern Obstbäume in demselben fortkämen, unter welchen letztere er vermuthlich Oel-Kastanien- Citronen- und dergleichen Bäume vorzüglich verstanden haben mag, die ein wärmeres Klima erfodern. Wir glauben diesem Schriftsteller alles nachtheilige,

lige, was er von unserm Vaterlande, und von dessen Einwohnern sagt: aber wir glauben ihm auch alles Gute, was er uns von beyden berichtet, weil keine Ursachen verhanden sind, die uns bewegen sollten, Mißtrauen in seine Nachrichten zu setzen. Auch sind wir der Meinung, daß wir unsern Lesern mit gutem Gewissen wohl rathen können, den Tacitus einer gleichen Achtung zu würdigen, und mit ihm und uns, die alten Deutschen für ein Volk zu halten, das große Tugenden besaß, besser als wir, und glückselig war.

(Die Fortsetzung folgt im künftigen Stücke.)

Der

Deutsche.

Fünf und achzigstes Stück.

Achtzehnte Fortsetzung des 53sten Stücks.

Freylich waren sie ein elendes, verächtli-
es und mitleidwürdiges Völkchen in den
ugen solcher Leute, welche die Befriedi-
ung aller, auch der ausschweifendsten Be-
ierden, für die einzige Glückseligkeit hal-
n. Aber mit Leuten von solchem Schlage,
nd von so verächtlichen Begriffen lohnt
hs nicht der Mühe zu streiten. Für sie
äre das alte Germanien freylich wohl
n Jammerthal gewesen.

Es ist mir und meinen Freunden, die
r und mit mir an dieser Schrift Theil
ben, nichts daran gelegen, den Ver-
cht eines Irrthums von uns zu entfer-
n. Wir Menschen irren allesamt, und

jeder nach seiner Weise so mannigfaltig, daß es den Verfassern einer Wochenschrift wohl noch zu verzeihen seyn mögte, wenn sie in einer irrigen Meinung stünden. Aber, ich gestehe es gerne, unsere Vorfahren sind uns lieb; und da wir unverdächtige Zeugnisse eines Schriftstellers vor uns haben, dessen Nation, wenn wir auf ihren Stolz, auf ihre Selbstschätzung, und auf den Umstand sehen, daß sie nie zu unsern Freunden gehörte, ihn noch unverdächtiger macht: da ferner die unschätzbaren Ueberbleibsel einiger, wo nicht einheimischen, doch so gut als einheimischen Schriften, mit dem Berichte des Römers übereinstimmen: so können wir eher keinen Irrthum eingestehen, bis man die Zeugnisse, auf welche wir uns stützen, widerlegt und völlig umgestossen haben wird.

Es ist also nicht so wohl unsere Sache, als vielmehr die Sache unseres alten Vaterlandes, und unsrer Vorfahren, die wir vertheidigen würden, im Fall wir

wir uns auf eine weitläuftige Verthei-
digung hier einlassen wollten. Freylich
gäbe das wohl Stoff genug zu einem hüb-
schen Quartbande; — aber es ist für uns
schon mehr als hinreichend, zu dem, was
ich am Schlusse des vorhergehenden Bo-
gens gesagt habe, nur folgendes hinzu-
zusetzen:

Wir sind nicht willens zu leugnen,
daß unsre Vorfahren vor und zu den
Zeiten des Freyheitretters Hermann
nicht gleich andern Völkern ihre Fehler
sollten gehabt haben. Im Gegentheil
räumen wir ein, daß sie ebenfalls ihre
schlechtere Seite hatten. Wir geben
nicht minder zu, daß manche ihrer Sit-
ten viel Rohes an sich hatten; daß der
Hang zum Spiel, den einige unter ih-
nen besaßen; ihre Gewohnheit, die Göt-
ter mit Menschenblut zu versöhnen; ihr
Aberglaube, wohin vorzüglich die man-
cherley Arten der Wahrsagungen zu rech-
nen sind; und einige andere Umstände
von minderer Beträchtlichkeit, mit

Recht barbarisch genannt werden können. —— Sie sehen, meine Herren, daß wir alles zugeben, was sie nur immer zugestanden haben wollen.

Erlauben Sie, ehe wir Ihnen noch mehr zugeben, nun auch Ihrerseits die Frage: welches Volk war vormals, oder ist gegenwärtig berechtiget, den alten Deutschen diese Vorwürfe der Barbarey zu machen?

Bis ein andrer sie nach seiner Art beantwortet, will ich es indessen nach der meinigen thun. Meine unvorgreifliche Meinung gehet demnach dahin, daß diese Vorwürfe nur in dem Munde solcher Nationen Gewicht haben, die sie ohne Schamröthe vorbringen dürfen. Folglich stand es einem **Römer** sehr übel, die Germanier Barbaren zu schelten, weil die Römer gerade dieselben Merkmaale der Barbarey an sich hatten, die sie an jenen tadelten. Sie zechten so gut wie die Deutschen, und waren der Schwel-

Schwelgerey vielleicht in einem weit hö-
hern Grad ergeben. Am Aberglauben
übertrafen die Römer, bekannter maaßen,
ebenfalls den Sohn Thuiskonis sehr weit.

Den Göttern etliche Gefangne zu
opfern, ist freylich sehr übelverstandene
Religion; und barbarisch mag es seyn,
den Rest der Gefangenen, in einer sonst
ganz gelinden Sklaverey, zur Wartung
der Heerden, und zum Ackerbau zu ge-
brauchen. Nur die Römer mußten den
Germanier in diesem Stück unbescholten
lassen; sie, bey denen es ganz gewöhnlich
war, daß der triumphirende Feldherr, in
dem Augenblick da er sich anschickte, den
Göttern für die Siege, so sie ihm verlie-
hen, und für den geendigten Krieg zu
danken, den mehr als barbarischen Be-
fehl gab, alle eingebrachten Gefangenen
niederzuhauen.

Daß die Knechtschaft bey den Deut-
schen sehr erträglich war, bezeugen die
Römer selbst. Vermuthlich hielt dieses

 frey-

freyheitathmende Volk den bloßen Verlust der Freyheit schon für ein hinlänglich großes Uebel, welches durch harte Begegnung nicht erst vermehret zu werden brauchte.

Bey allem Nachtheiligen, so die Römer den Deutschen vorwarfen, ließen sie ihnen dennoch in sofern Gerechtigkeit widerfahren, daß sie ihre gute Seite nicht verkannten, ihre Tugenden rühmten, und ihnen das vortrefliche Zeugniß gaben, welches noch nie ein andres Volk erhalten hat: daß bey den Enkeln des Mann die guten Sitten größeres Ansehen hätten, als bey andern Völkern gute Gesetze.

Unter allen jezt blühenden Völkern ist sicherlich kein einziges, welches mit freyer Stirn den alten Deutschen sagen könnte, daß ein Theil ihrer Sitten barbarisch sey. Am wenigsten dürfen wir heutige Deutschen uns diese Freyheit nehmen.

Wie?

Wie? wenn etwa im Jahr zwey tausend vierhundert und vierzig ein Schriftsteller von der gegenwärtigen Gestalt Deutschlands einen Abriß liefern wollte, und sich ungefähr folgendermaßen ausdrückte:

„Einige Ueberbleibsel uralter Schriften, die nicht lange vor und nach der Geburt Christi von etlichen Römern geschrieben seyn sollen, lehren uns, daß Deutschland damals von einem edlen, tapfern, tugendhaften, gerechten und freyheitliebenden Volke bewohnet war. Doch kann man von demselben eben nicht sagen, daß es von allen Fehlern und Schwachheiten sollte frey gewesen seyn: eine Sache, die sich noch jezt, da die Vernunft seitdem beynahe drittehalb tausend Jahre hindurch an dem Menschen gearbeitet hat, von keinem Volke, nicht einmal von einem einzelnen Menschen rühmen läßt. Es hatte sogar einige Züge an sich, die man barbarisch nennen muß. Das Zeitalter worinn sie lebten, benimmt aber diesen Zügen

etwa die Hälfte von ihrer Häßlichkeit, und die andre Hälfte wird durch große und herrliche Tugenden ersetzt. Die Römer, die mit dieser Nation lange und blutige Kriege geführet, können ihre Treue, ihre Gerechtigkeit, Keuschheit, Redlichkeit, Gastfreyheit, und viele andere vortrefliche Eigenschaften nicht genugsam rühmen. Von Künsten und Wissenschaften hatten sie gerade so viel, als sie brauchten.“

„Wie sehr ist es zu bedauren, daß ein solches Volk nachgehends so abscheulich verschlimmert worden. Denn man kann sich kein garstiger Bild denken, als was uns die Geschichte von den Deutschen in den folgenden Zeiten entwirft. Am häßlichsten ist das Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts. Da fand man nichts mehr von der altdeutschen Treu; keine Keuschheit, keine Redlichkeit, keine Gerechtigkeit mehr. Wohl aber hatte die Nation alles barbarische ihrer Vorfahren unendlich erhöhet, und vieles hinzugethan, davon jenes gute Volk nicht einmal die Benennungen kannte.“ „In

„In allen Straßen fand man nun Weinhäuser und andre den Ausschweifungen, dem Trunk und der Schwelgerey geweihete Versammlungsörter. Die Trunkenbolde rauften sich, wenn sie voll waren, oder taumelten auf den Gassen, oder giengen zu Hause und mißhandelten Weib und Kinder. Die Straßen wimmelten zur Nächtzeit von liederlichen Weibsbildern, die durch das schändlichste Gewerbe ihren Unterhalt verdienten. In allen grossen Städten waren öffentliche H . . Häuser; nichts war gemeiner als der Ehebruch und man scheuete sich sogar vor solchen Lastern nicht einmal, vor denen die Natur erschrickt.“

„Sonst waren Habsucht und Eigennutz die Hauptlaster der Deutschen, und die Triebfedern, die alles in Bewegung setzten. Alles war in Deutschland dem Gelde feil, bis auf die Gnadenwohlthaten Gottes und die Gerechtigkeit. Mit allem wurde Handlung und Wucher getrieben. Man wird es, Gott sey Dank, in

unsern Tagen nicht glaublich finden, aber es ist deswegen nicht weniger wahr, daß man im achtzehnten Jahrhundert die Vergebung der Sünden, die Taufe seiner Kinder u. s. w. mit schwerem Gelde bezahlen mußte. In manchen Gegenden mußte sogar die Erlaubniß eine Frau nehmen zu dürfen, erst von der Obrigkeit erkaufet werden. Die Gerechtigkeit war damals ebenfalls eine gar theure Waare. Ein Richter — so nennete man dazumal die Schiedsmänner — schlichtete keinen Zwist, ohne sich bezahlen zu lassen. Vor diesen Richtern wurde nicht anders als in einer kauderwälschen Sprache geredet, die kein Mensch verstand als ein Haufe raubgieriger Leute, welche man Advokaten nannte. Dieser mußte man sich bedienen, weil der Richter, so gut er deutsch reden mogte, dennoch keine andre Sprache als jenes barbarische Gewäsch verstehen durfte. Es war etwas sehr seltnes, daß ein Zwist entschieden wurde, so lange die Zwistigen noch etwas im Vermögen hatten. Nun sollte man denken,

daß

daß bey so bewandten Umständen ein jeder sich gehütet haben würde, irgend eine Klage vor die Richter gelangen zu lassen: aber gerade das Gegentheil. Einige Schriftsteller jener Zeiten versichern, daß es eine unerhörte Sache gewesen sey, einen Deutschen zu finden, der in seinem Leben keinen Rechtshandel gehabt haben sollte. Es soll sogar eine Menge abscheulicher Bösewichter gegeben haben, die kein größeres Vergnügen gekannt, als vor den Richtern zu liegen, und die deswegen, wem sie nur irgends gekonnt, bey dem kleinsten Anlasse, einen Proceß wie man damals sagte, an den Kopf geworfen. Wenn wir dem glauben dürfen, was einige Schriften, die bis auf unsere Zeiten gekommen sind, zu verstehen geben, so hatten die Deutschen im achtzehnten Jahrhundert eine weitläuftige Rechtsgelehrsamkeit, und einen Schwall von Gesetzen, die sie, wer weiß von wie vielen alten Völkern zusammengestoppelt haben sollen; die mehrsten aber von diesen Gesetzen hätten mehr den Vortheil

theil der Gesetzgeber als das Wohl des Bürgers zum Gegenstande gehabt. Wir lassen dieses an seinen Ort gestellt seyn, indem von der Rechtsgelartheit dieser Barbaren und von ihren Gesetzen nichts bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Indessen, wenn man auf das Rohe dieses Volks, auf ihre Entfernung von der Einfalt der Natur, die uns jezt so glüklich macht, und auf ihre wenige Kenntniß der natürlichen Billigkeit siehet, so ist die Sache mehr als zu wahrscheinlich.“

„Es ist zu bedauren, daß ein Volk das vor etwa vier oder fünf und zwanzig Jahrhunderten so liebenswürdig, so gut, und der Natur so getreu war, sich in der Folge so verschlimmern können.— Wir richten die Deutschen nach ihrem eignen Zeugnisse. **Rabener**, ein Deutscher, der, wie man mit vieler Wahrscheinlichkeit versichert, ungefähr um das Jahr 1760. gelebt haben mag, bezeugt auf jedem Blatte seiner **Satyren**, daß zu seiner Zeit das Deutsche Land ein

Sam-

Sammelplatz von Narren, Betrügern, Wucherern, Gottesverächtern, Meineidigen, u. s. w. gewesen sey. Andre Schriftsteller, die seine Zeitgenossen sind, bestätigen was dieser Rabener sagt."

„So wenig also die Deutschen in Absicht auf ihre Sitten schätzbar waren, so lächerlich machten sie sich beynahe in allen übrigen Fällen. Nehmen wir zum Beyspiel ihre Kleidung. Wer kann sich des Lachens enthalten, wenn er die Augen auf die Kupferstiche wirft, die man hin und wieder in den alten Büchern findet, die unsre Liebhaber der Alterthümer in ihren Büchersälen des Aufbewahrens würdigen. Man muß gestehen, daß nicht leicht ein Zeitalter gewesen sey in welchem sich so viel Geschmack an Kindereyen fand, als das achtzehnte Jahrhundert. Da diese uralten Ausgaben der Bücher sehr selten gefunden werden, so will ich versuchen eine Beschreibung der weiblichen Kleidung zu geben, so gut man sie nach den Schriftstellern der damaligen

gen Zeit, und einigen Kupfern, di
gesehen habe, geben kann.“

„Das Haar auf der Stirn thürn
die Weiber erst in Gestalt einer S
säule in die Höhe. Hierdurch verlän
ten sie sich wenigstens um einen g
Fuß. Ueber diese Säule wurde
Kopfputz befestiget, der hinten sehr
sich erhob, oben mit Bänderwerk
den war, und an jeder Seite einen
gel hatte, der vor den Haaren in G
eines halben Zirkels hervorragte.
ser Putz war mit einer Menge von W
förmigen Zierrathen behängt, w
nach der Verschiedenheit der Mode,
hinten am Kopfe allerley Krümmu
machten, bald vom Gipfel des Ko
tzes nach hinten zu, gebogen waren.“

„An das Hinterhaupt wurde
fünf bis sechs Zoll dicke Halbkugel
stiget, über welche die eignen H
glatt in die Häher gekämmet wu
Das Deutsche Frauenzimmer hielt e

r eine Schönheit, dickköpfig zu seyn, so
e etwas früher die Französischen Wei-
r ein dickes Hintertheil des Leibes für
ie Schönheit hielten, und deswegen
cke Polster unter den Röcken trugen."

„In die Ohren liessen sich die Deut-
hen Weiber Löcher bohren, und henkten
inte oder blitzende Steinchen, die bey
nen, wie alles Spielwerk bey den Bar-
iren, in großem Werthe waren, in die-
Löcher. Die dergleichen Steinchen
icht bezahlen konnten, nahmen geschlif-
es Glas, oder nachgekünstelte Perlen.
ben dergleichen Zierathen banden sie
uch um den Hals und um die Arme."

„Das Gesicht malten sie, nach Art
er mehrsten Wilden, roth und weiß.
Mit dem Busen giengen sie nackend,
nd waren so begierig ihre Brüste zu
eigen, daß sie dieselben durch Unter-
igen in die Höhe zwangen. Der Na-
en und ein Theil der Schultern war
benfalls blos, oder höchstens mit ei-
nem

nem feinen durchsichtigen Gewebe von Flor oder Spitzen, wie sie es nannten, bedeckt.“

„Einige hatten die Gewohnheit, schwarze Fleckchen in das Gesicht zu kleben, und die Lippen roth zu malen; und in Absicht des Kopfputzes muß ich noch erinnern, daß sie das Haar mit wohlriechenden Salben einschmierten, und mit Weitzenmehl bestreuten, auch allerley nachgekünstelte Blumen und flimmernde Steinchen hinein steckten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der

Deutsche.

[S]echs und achzigstes Stück,

Neunzehnte Fortsetzung des 53sten Stücks.

Den Leib zwangen sie in eine Art von [H]arnisch, der aus Fischbein gemacht war [un]d eine Schnürbrust genannt wurde. [V]on den Hüften bis über die Hälfte der [W]aden hiengen vier bis fünf Röcke von [ve]rschiedenem Zeuge herunter, die sie ei[ne]n über den andern anzogen. Der ober[st]e Rock war der beste, und von eben dem [Ze]uge wie das Kleid; vorne war er in ver[sch]iedne Stockwerke abgetheilt, welche [F]albala genannt wurden."

„Ueber dieses alles wurde dann das [K]leid gezogen. Dieses bedeckte nur den [R]ücken ganz, die Seiten zum Theil, und [di]e Arme bis eine Handbreit oberhalb des

Ellenbogens, und schleppte hinten u
fähr anderthalb Ellen lang auf den Bo
Von den Tändeleyen, die den Ermel
nes solchen Kleides zum Aufschlag dien
samt den Anhängseln, die zwischen di
Aufschlag und dem Ellenbogen saßen,
ich euch so wenig eine Beschreibung ge
als von den Alfanzereyen, die längst
vordern Säume des Kleides von oben
unten in seltsamen Krümmungen und
ten genehet waren. Noch über dieß K
wurde ein Mantel gehänget, der fast
an die Waden reichte, und woran hi
eine große Kappe den ganzen Rücken
deckte. Ueber das Haupt wurde die K
pe niemals gezogen. Ein Geschöpf i
ner so lächerlichen Tracht, zu deren A
gung fünf oder sechs Stunden gehö
wurde eine Dame genennet, zum U
schied von denen Weibern, die der G
mangel nöthigte, eine einfältigere Kleid
zu tragen. Die Dame aber gieng so
als die gemeine Frau, auf Schuhen,
vorn ganz spitzig zuliefen, und deren
sätze wenigstens drey Zoll hoch waren.

e Dame wußte sich also durch Absätze, Haar und Kopfputz reichlich um drittehalb utgemeßne Fuß zu verlängern."

„Die Männer, die ihr Haar in einen Sack von Seide steckten, oder es fest mit Bändern umwickelten, wodurch es die Gestalt eines Prügels bekam, waren in hrer Kleidung eben so lächerlich, wie die Weiber. Eben der Geschmack am Schimmer, eben die Liebe zu blanken Steinchen, ie man bey anderthalbjährigen Kindern wahrnimmt, und dreyjährigen schon verweiset."

„Dieses kindische Volk muß sehr bosaft gewesen seyn; denn jede Stadt beynahe, so klein sie war, hatte ihren Galgen or dem Thore, und was sich bey uns seit tlichen hundert Jahren nicht zugetragen at, daß ein Mensch verdienet hätte, geödtet zu werden, trug sich bey ihnen alle Tage zu."

„Es gab eine Menge Leute unter ihnen, die sich Gelehrte nannten. Man kann sich aber ungefähr vorstellen, was die Gelehrsamkeit eines so barbarischen Volks für eine Gestalt mag gehabt haben. Hin und wieder fand sich allenfalls ein guter Kopf; und einige Schriften haben sich wirklich bis auf unsere Zeiten erhalten, z. B. die Satyren des obgedachten Rabeners; ein Gedicht, der Meßias betitelt, dessen Verfasser sich Klopstock nannte, Fabeln und Erzählungen von einem Gellert, und fünf oder sechs andere Bücher, von denen Gott weiß, wie ihre Verfasser in ein solches Zeitalter, und unter solch ein Volk gekommen seyn mögen. Das übrige was wir haben, sind Fragmente, oder einige elende Bücher, die wir bloß ihres Alters halben aufheben, die aber unter uns nie wieder gedruckt sind.“

„Die Dichter dieses Volks sangen schmutzige und ärgerliche Lieder, die aber zu ihrem Glücke längst verlohren sind, und

lso nicht mehr von dem Mangel der Sit-
en unter diesem Volke zeugen können."

„Die Reichen waren dem Müßiggang,
em Trunk, dem Spiel und allen Lastern
nd Wollüsten ergeben. Die Gelehrten
ührten unanständige Federkriege. Die
Geistlichen bewiesen, daß ein Gott sey und
ebten zum Theil als wenn keiner wäre.
Der große Haufe war kaum durch Räder,
Strang und Richtschwert zu bändigen.
Die Festungen waren mit Karrngefang-
en und die Gassen mit Bettlern angefüllt.
Die Ackersleute, die bey uns die geehrte-
ten Leute sind, wurden da verachtet.
Kurz, die abscheuliche Barbarey, unter
velcher das ganze Europa damals seufzte,
rückte Deutschland so sehr, als irgend ein
ndres Land." —

Es könnte sehr möglich seyn, daß ein
Schriftsteller im Jahr zweytausend vier-
undert und vierzig ein solches Urtheil von
en heutigen Deutschen fällte. Er hätte
war noch bey weitem nicht alles Nachthei-

lige gesagt, was sich von uns sagen läßt: aber er hätte sich doch, so wahr alle seine Vorwürfe sind, durch Uebergehung unserer besseren Seite an der Wahrheit einigermaßen versündiget, weil er Gutes und Böses nicht sorgfältig genug gegen einander abwog — oder vielmehr gar nicht abwägen wollte. Das letztere zusammen zu suchen, war ihm genug. Ueberzeugt von der Wahrheit, daß alle diese und noch mehrere Merkmaale der Barbarey dem achtzehnten Jahrhundert zukämen, fällte er nun sein Urtheil, und dann konnte es wohl nicht gelinder ausfallen, als es auf den vorstehenden Seiten entworfen ist. — Doch gesetzt er hätte mit der strengsten Gewissenhaftigkeit alles Gute, was er von unsern Zeiten in Erfahrung bringen können, zusammen gesammelt: so würde er freylich nur Ausnahmen von seiner Regel gefunden haben; allein eben diese Ausnahmen hätten doch sein im ganzen wahres Urtheil ein wenig gemildert.

Viel unartiger, als dieser künftige Verfasser von unsern Zeiten gethan hätte, urtheilen viele unter uns von unsern Vorfahren. Jener hätte nur das Böse gesammelt, was er unter seinen Händen fand, und das Gute übergangen, was er, da nur so wenige, und mehrentheils einseitige Zeugnisse von uns auf seine Zeiten gekommen waren, erst durch Schlüsse hätte herausbringen müssen. Diese hergegen übergehen das Gute, was ihnen vor Augen liegt; bleiben bey dem Bösen stehen, das sie hier und da aufspüren, fügen durch Schlüsse, die nichts weniger als passend sind, noch mehr hinzu, bringen so Merkmaale der Barbarey zusammen, und schliessen dann: die alten Deutschen waren nur um Einen Grad über die Wildheit hinaus; das heißt: sie waren Barbaren. Bey diesem so Gott will bündigem Schlusse erwägen die Herren nicht, daß ihnen und ihren Zeitgenossen gerade dieselben Merkmaale der Barbarey anhängen, die sie ihren Vorfahren vorwerfen, und daß nichts

lächerlicher ist, als wenn ein Mohr dem andern seine Farbe vorwirft.

So lange wir noch mit unsern Vorfahren einerley Tadel verdienen: so lange werden diese immer noch den Vorzug vor uns haben, gesetzt auch, daß ihre lobenswürdige Seite nicht, wie es doch am Tage ist, die unsrige überträfe. Mein Beweis ist kurz. Uns leuchtet ein Licht, das sie nicht hatten. Sie würden es mit Freuden genutzet haben, ihre Finsterniß zu erhellen; wir stellen es hinter einen Schirm, und binden uns die Augen zu. Unsre Religion ist vortrefflich, liebenswürdig, und ihre Gebote sind leicht zu erfüllen. Wir treten sie unter die Füße. Die ihrige war rauh; die Vorschriften derselben waren hart: und dennoch war ihr der Deutsche folgsam. Wie gut würde nicht dieß Volk gewesen seyn, wenn seine Religion ihm nicht die Menschenopfer geboten, wenn sie ihm nicht den Tod im Treffen als den geraden und einzigen Weg zum Himmel vorgeschrieben, wenn sie ihm nicht die Freu-

den der Tafel und des Trunks, samt dem Geräusch der Waffen, als die Wonne der Götter, und als die höchste Glückseligkeit der Seligen vorgemalet hätte?

Mag doch jeder, der sich wirklich besser findet als die Enkel des Mana waren; mag doch jeder, der den Vorsatz im stärksten Ernste fasset, keines von allen den Zeichen der Barbarey, die ihn und das Volk Thuiskon's zugleich verurtheilen, künftig mehr an sich zu tragen; mag doch jeder, der Deutsch genug ist, diesen Vorsatz auszuführen, die Barbarey dieses edlen Volks so hoch ansetzen, wie er will. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Aber, wie ich überhaupt dem Gleisner und Prahler feind bin, so ärgerts mich, daß gerade die Leute die eifrigsten sind, wider die vormaligen Bewohner unsers Bodens zu deklamiren, die vor ihnen nichts voraus haben, als Laster, größere Barbarey, und die unselige Gabe, einen blendenden Firniß über ihre schwarze Seite zu ziehen, und das häßliche ihrer Sitten unter einem An-

strich von Artigkeit und Politesse zu verbergen.

So viel von den Sitten und Tugenden unserer Vorfahren. Nun wollen wir noch einige Blicke auf ihre Glückseligkeit werfen.

Ich habe oben gesagt, daß ich dem Tacitus glaube, wenn er Germanien zu seiner Zeit als ein waldigtes, morastiges und den Sturmwinden ausgesetztes Land gefunden zu haben versichert. Ohne mich dieses Selbstlobes zu schämen, setze ich hinzu, daß ich gerade so viel Verstand besitze, als zu der Einsicht erfoderlich seyn mag, daß ein Acker, der zwar freywillig Gras trägt, gebauet werden müsse, wenn er Gerste tragen soll.

Jener Versicherung des Tacitus benimmt es nichts von ihrer Glaubwürdigkeit, daß unser Boden seitdem seine Gestalt geändert hat, und das Klima milder geworden ist; das gebe ich ohne den geringsten Widerspruch zu.

Auch daran zweifle ich nicht, daß der Ackerbau bey jenem alten Volke viel mühsamer gewesen seyn müsse, als bey uns. Ihr Ackergeräthe war vermuthlich in dem Grad der Vollkommenheit lange nicht, worinn es gegenwärtig ist. Der rauhere Boden an sich erfoderte mehr Kultur. Hierzu kommt noch dieses, daß dasselbe Land selten zwey Jahre hinter einander gebauet werden konnte, weil es bekannt und ausgemacht ist, daß in einem sehr großen Theile von Germanien kein Landeigenthum gestattet wurde. Die Ursachen, die man in diesem ungemein beträchtlichen Striche hatte, jährlich den Wohnsitz zu verändern, und einem jeden so viel neues Land als zu seinem Unterhalt erfoderlich war, anzuweisen, mögen auch wohl bey den übrigen Deutschen gültig gewesen seyn; und die Möglichkeit ist demnach unwidersprechlich, daß, da die **Sveven**, und was zu den **Sveven** gehörte, ohne Landeigenthum fertig werden und überwintern konnten, auch die **Cherusker**, **Tenktern**, **Cim**-

bern

dern und andre deutsche Völker desselben entbehren konnten.

Ich habe, im Vorbeygehen gesagt, den Aufsatz im **deutschen Merkur** gelesen, worinn das Landeigenthum bey den alten Deutschen erwiesen werden soll. Es ist hier nicht der Ort, meine Gedanken über denselben zu sagen. Das kann ich mich aber zu versichern nicht entbrechen, daß ich wünschte, der Verfasser mögte, in Absicht des Eigenthums, Recht haben. Seine Meinung, unumstößlich erwiesen, würde unserm alten Vaterlande mehr Ehre machen, als das Herumschwärmen aus einer Gegend in die andre. Schade nur, daß sein Beweis zwar ein eben so liebenswürdiger Traum als die Republik des Diogenes, aber doch immer ein Traum ist.

Der Mangel des Landeigenthums war also, wenigstens bey denen deutschen Völkerschaften die ihn billigten, eine Ursache mehr, die den Feldbau beschwerlicher mach-

te.

te. Zwar die Hausväter und die Krieger empfanden diese mühsamere Arbeit nicht, weil die Bestellung des Ackers nicht ihre Sache, sondern den alten Leuten, den Weibern und den Leibeignen überlassen war. Indessen waren die noch streitbaren Hausväter und die Krieger doch wohl das kleinere Theil der Nation? Und wenn ich meine Leser daran erinnere, daß diesen dafür die Beschwerlichkeiten der Jagd und des Krieges desto mehr zur Last fielen, so habe ich zugleich eingeräumet, daß auch sie ihr reichliches Antheil an den Mühseligkeiten dieses Lebens hatten. Anlaß genug, das alte Germanien für nichts weniger, als ein irdisches Paradies zu halten.

Ich bin demnach von der Zahl derer, wofern es anders solche Leute giebt, auszunehmen, die in jenes Land ein arkadisches Leben hinein träumen. Aber ich bekenne mich selbst zu der Zahl derer, die sich die alten Deutschen als glückliche Leute denken, in soferne man sich den Erdensohn glücklich denken darf. Zum wenigsten ist das

Ein Gelehrter, der noch dazu vielleicht einen ansehnlichen Rang durch seinen Titel hatte, stirbt und hinterläßt seinem Sohne ein paar vollgepfropfte Bücherbretter, etwas Hausgeräth, seinen Namen, und Schulden, die er vielleicht nicht vermeiden können. Sagt mir, die ihr euch in der Welt umgesehen habet, kennet ihr auf dieser Erde ein unglücklicheres Geschöpf, als den unerzogenen Sohn eines solchen Mannes, wenn nicht, welches selten genug geschieht, einige vortheilhafte Zufälle, als z. E. die Großmuth eines reichen Oheims rc. ihm zu Hülfe kommen?

(Der Beschluß folgt im künftigen Stücke.)

Der

Deutsche.

Sieben und achzigstes Stück.

Beschluß des 53sten Stücks.

Mehr als einen Jüngling habe ich in dem Laufe meines Lebens gekannt, der sich in einer solchen Verlegenheit befand, wie die, von der ich im Schlusse des vorhergehenden Bogens redete; und ich könnte euch manche rührende Geschichten davon erzählen.

Soll sich ein solcher junger Mensch einem Stande widmen, der seinem Herkommen gemäß ist? — Dann müßte er, wenn er einen der gewöhnlichsten Wege einschlagen wollte, entweder die Studien oder die Handlung ergreifen.

Zum Studiren gehöret Geld, und das hat er nicht. Er muß sich demnach be-

quemen, um Stipendien zu betteln. Glückt es ihm nach vielen Mühseligkeiten und Demüthigungen solche zu erhalten, dann studiret er darauf los, lernet genug, verläßt die Akademie, findet keine Gönner weil er in seinem Beutel nichts findet, und bleibt lebenslang ein Bettler, oder wenn ihm das Glück sonderlich lacht, ein Informationsrath.

Zur Handlung gehöret ebenfalls Geld und Credit. Woher soll der Arme beydes nehmen? — Gesetzt, es finden sich Leute, die ihm einige hinlänglich beträchtliche Summen vorstreckten: so bleibt auf der Handlung sein Credit schwach, weil man weiß, daß er blos mit fremden Gelde handelt. Entschließt er sich auf der andern Seite, klein anzufangen, in der Hofnung künftig höher zu steigen, und schränkt sich dabey auf das kleine Maaß seiner eignen Kräfte ein: so hat er weder auf der Handlung, noch sonst, einigen Credit so ehrlich er seyn mag, denn: — er ist arm. Von allen Seiten wird er gedrückt

wei

werden. Schwerlich wird sich jemand finden, der ihm fortzuhelfen bemühet wäre. Er wird mehrentheils so geschwind zu Grunde gerichtet seyn, als er aufkeimte, weil es leicht ist, an ihm zum Ritter zu werden; und weil diejenigen, die ihm anfangs beförderlich waren, nicht sein Aufkommen, sondern ihre Gewinnsucht zum Augenmerk hatten.

Unter dem nachgelassenen väterlichen Hausgeräthe, befindet sich eine Holzaxt. — Junger Mensch, du bist sehr arm. Diese Axt ist noch ganz brauchbar, wie du siehest. Lebtest du unter einem Volke, das etwas vernünftiger wäre, so würde ich dir rathen, dein Brod mit diesem Werkzeuge zu verdienen. Aber, obwohl wir in Zeiten leben, wo Schneidergesellen und Schuhknechte philosophiren, so sind die vernünftigen Leute dennoch eine große Seltenheit. — —

Aber bey Gelegenheit der Schuhknechte; mir fällt etwas ein. — Hättest du,

da dir alle Auswege fehlen, nicht Lust
Handwerk zu lernen? — Ein Hand
hat einen goldnen Boden, sagt das Sp
wort. — — Unglücklicher! mich
es, daß ich dir aus Uebereilung einen
schlag that, der dich lebenslang elend
chen könnte, im Fall dich, wie zuw
geschiehet, dein Unglück nicht zu einem
sen Philosophen machte. Wisse, ju
Mensch, daß unsre erleuchteten Mitbü
den Schuhflicker in großen Ehren ha
der, es gilt gleichviel durch welche W
reich genug geworden ist, Leisten und
drath wegwerfen zu können, um den M
von Wichtigkeit zu machen. Aber
auch, daß eben diese weisen Leute den M
herzlich verachten, der, durch den
seiner Eltern zu einem höheren Loos
stimmt, so niederträchtig denkt, zur
stung seines Lebens ein Schuhflicker zu
den. — Nicht anders, Jüngling;
wird dich nicht bedauren, daß dich
Dürftigkeit zwingt, zu einem Hand
ke herabzusteigen; man wird dir
durch Unterstützungen diesen Schritt

vermeidlich zu machen suchen: man wird dirs aber zur Niederträchtigkeit anrechnen, wenn du ihn thust. Du wirst verachtet werden. Keiner von deinen vormaligen Bekannten wird dich nur mit dem Rücken ansehen mögen. Und überdem wirst du lebenslang bey deiner niedrigen Hanthierung bleiben müssen. — Für dich ist kein andrer Rath, als — — erschrick nicht! — als Lakey zu werden. Auf die Art hast du doch Hofnung dein Glük zu machen. Ich kenne viel Notare, Advokaten, fürstliche Bediente, Räthe von mancherley Schlag, Edelleute so gar, die nicht wären, was sie sind, wenn sie die Liberey nicht so weit gebracht hätte. — Wie sagst du? Der Name deines Vaters? — Gut, er mag berühmt, er mag groß seyn. Jüngling, du beschimpfst weder diesen Namen noch dich, wenn du der dringenden Noth, die dir keine Wahl erlaubt, nachgiebst, und bis zum Gewande der Knechtschaft hinabsteigst; du beschimpfst dadurch einzig die Barbaren, die dich sinken sehen, ohne daß einer von

ihnen so menschlich wäre, eine hülfreiche Hand nach dir auszustrecken.

Lebe wohl, armer Jüngling! Mach es wie du willst, du wirst gemißhandelt werden.

Wenn etwas ist, daß ein Volk höchst verächtlich, und viele Menschen unter demselben unglücklich macht, so ist es die Raserey, den Werth und das Ansehen eines Mannes nach seinem Vermögen zu bestimmen.

Ferner geben die Sorgen, und vorzüglich die Sorgen der Nahrung, deren sich kaum der Tausendste unter uns erwehren kann, den fruchtbarsten Stoff des Unglücks und Elends. — Lasset uns nicht weiter gehen. Unsere Vorfahren waren schon glücklich genug, wenn nur die bis hier angeführten Umstände, die auch dem Besten unter uns das Leben oftmals lästig machen, bey ihnen wegfielen.

Die alten Deutschen, wenigstens die Bewohner einer und derselben Gau, betrachte-

trachteten sich in der That als Brüder und Freunde, wie aus einigen Stellen des Tacitus hervorleuchtet. Die Freunde der Väter waren ein Erbtheil, das den Kindern zufiel. Man lebte damals vor allen hämischen auf Neid, Eigennutz u. s. w. gegründeten Ränken in vollkommner Sicherheit. Vor den Würkungen vieler übeln Gesinnungen war man sicher, weil die Laster, die zu jenen den Stoff geben, völlig unbekannt waren, und daher weit gewisser unterblieben, als wenn sie durch Gesetze wären verboten gewesen.

Jahre und Erfahrung, Adel, Beredsamkeit, Tapferkeit und große Verdienste gaben einem Manne Ansehen, und seinem Vortrage Gewicht. Der Reichthum wird vom Tacitus nicht mit in Anschlag gebracht. Das Feld gab einem jeden sein Brod,

Die Quelle, Labung;
Die Jagd manch buntes Kleid.
Ihr Götter, konntet ihr dem Leben
Des Sterblichen mehr Fülle geben,
Als die Genügsamkeit?

Zufrieden mit dem freywilligen Geschenken der Natur, mit den Einkünften der Viehzucht, und den Früchten einer mäßigen Arbeit, war dieses Volk wenigstens mit jenem Theile des Elends nicht geplagt, der uns aus den Sorgen für die Erhaltung oder Vermehrung unsers Vermögens, für die Tilgung unsrer Schulden, für die Erwerbung unsers täglichen Brodtes zuwächst. Unbekannt mit Eigennutz und Wucher, waren sie weder harte Gläubiger, noch bedaurenswürdige Schuldner, noch Bettler.

Da die Fürsten weder Armeen zu kleiden und zu unterhalten, noch Ministers zu besolden, noch andre Kosten für den Staat aufzuwenden hatten, so waren die Abgaben sehr mäßig, und bestanden in ungefoderten Geschenken an Vieh und Getraide, wozu jedermann das seinige freywillig beytrug. Diese Geschenke wurden eigentlich als eine Ehrenbezeugung angesehen, und kamen den Fürsten bey Unterhalung ihres Komitats zu statten.

Außer-

Außerdem hatten die Fürsten keine Einkünfte, als einen Antheil an den Strafen. Eine Anmerkung, welche, beyläufig zu sagen, in das zehnte Stück dieser Schrift gehöret hätte. Denn es standen in dem alten Deutschland die Strafen mit den Verbrechen in Verhältniß. Nur wichtige Verbrechen, z. B. Landesverrätherey, Uebergehen zum Feinde ꝛc. wurden mit der Todesstrafe belegt. Kleinere Vergehen wurden mit Pferden und anderem Viehe gebüßet; von diesen fiel ein Theil dem Beleidigten, oder wenn derselbe nicht mehr am Leben war, dessen Verwandten zu, und das andre Theil dem Fürsten. Das Vergehen war damit gänzlich getilget, und alle Erbitterung zwischen dem Beleidiger und Beleidigten hörte auf.

Eine große Glückseligkeit der alten Deutschen war diese, daß sie keine Sachwalter hatten, und daß die Gerechtigkeit bey ihnen nichts kostete.

Diesem allen haben wir nichts entgegen zu setzen als unser bisgen Gelehrsam-

keit und Kunst. Andre mögen denken wie sie wollen; ich denke, wenn ich auch mit aller möglichen Gelehrsamkeit den feinsten Geschmack in den Künsten vereint besäße, so würden mich alle diese Kenntnisse um nichts glücklicher machen, wenn ich auf der andern Seite, von Sorgen zerrissen, von Schulden gedrückt, von Wucherern ausgesogen, von Advokaten geplündert, wegen meiner Armuth verachtet, eine hülflose Gattinn und unerzogene Kinder vor Augen hätte. Ich denke immer, ich würde auf den Fall den Seneka ins Feuer werfen, die übrigen Bücher zum Trödler tragen, alle Wissenschaften und Künste verwünschen, und jene alten Zeiten beneiden, wo ein jeder ehrlicher Mann ohne andre Künste als den Ackerbau, die Fischerey und Jagd sich und die Seinigen vor dem Mangel schützen konnte.

Alle Menschen trachten zur Glückseligkeit zu gelangen. Jeder läuft seinen eignen Weg, der — ihn immer weiter von ihr entfernt. Es ist nur Ein Weg,

der

der wirklich zu ihr führet; er stehet allen Menschen offen; er liegt allen Menschen vor Augen, wenige wollen ihn sehen, und diese wenigen werden verlachet.

Das sind die Betrachtungen, zu welchen mich das siebzehnte, zwanzigste, ein und zwanzigste, und ein Theil vom neunzehnten Stücke dieser Schrift veranlasset haben.

Es kann seyn, daß ich für manchen zu freymüthig geschrieben habe. Ich kann nicht dafür. Ich glaube nicht, daß ich mich von der Wahrheit entfernet habe; mein Aufsatz enthält keine **gefährlichen** Wahrheiten; das ist mir genug.

Das ich aus zween lesenswürdigen Schriftstellern etliche Seiten genutzet habe, wird mir wohl keinen Tadel zuziehen. Vielleicht urtheilt mancher, daß diese beyden etwas langen Anführungen da stehen, damit wenigstens Etwas Gutes zugegen seyn möge: und dem zum Troste berichte ich zum voraus, daß auf meinen

Pulte

Pulte bereits ein dritter Schriftsteller aufgeschlagen liegt, der mir zum Schluß dieses Bogens noch ein wenig von seinem Reichthum leihen soll.

Dieser siebente Theil des Deutschen war bestimmt, der sechste zu werden. Durch einen Zufall gieng die für die Druckerey bestimmte Abschrift von neun Bogen verlohren. Dieses ist Schuld, daß die Herausgabe des sechsten und des gegenwärtigen Theils sich etwas länger verzogen hat. Ich bin von dem Aufenthalt des Herausgebers zu weit entfernt, als daß ich geschwind genug eine neue Abschrift hätte besorgen können. Der Herausgeber war demnach genöthiget, in den sechsten Theil aufzunehmen, was zum siebenten bestimmt war.

Wegen der Länge dieses Aufsatzes, der noch dazu lauter hingeworfne Betrachtungen enthält, bitte ich um Entschuldigung, und schließe nun mit den Worten des Wielandischen Diogenes:

„Ich

„Ich bin nichts weniger als ein Verächter euerer Künste und Wissenschaften. So bald ein Volk einmal so weit gekommen ist, ihrer vonnöthen zu haben, so kann es nichts bessers thun als sie so weit zu treiben, als sie gehen können. Je weiter ihr euch von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernet habt, je zusammengesetzter die Maschine euerer Policey, je verwickelter euere Interessen, je verdorbner euere Sitten sind, — je mehr habt ihr der Philosophie vonnöthen, euere Gebrechen zu verkleistern, euere streitenden Interessen zu vergleichen, und euer alle Augenblicke den Umsturz drohendes Gebäude zu stützen so gut sie kann und weiß.“

„Aber dafür gestehet mir auch, daß eben diese Philosophie, wenn ihre wohlthätige Würksamkeit nicht durch eine unzählige Menge entgegenwürkender Ursachen gehemmet würde, euch von Grade zu Grade unvermerkt wieder zu eben dieser ursprünglichen Einfalt zurück führen würde, von der ihr euch verlaufen habt, —

oder

eher auszustatten, bis sie wirklich alt genug waren, selbst Mütter zu seyn, und gesetzt genug, einem Hauswesen vorstehen zu können, welches man damals ganz und gar der Hausfrau überließ. Gilt aber **mein** Rath etwas, so sind Sie in acht Tagen eine Braut, und in vier oder sechs Wochen verheirathet.

Von der Aslauga sollen Sie im künftigen Stück Nachricht finden, und zwar von mir selbst. Denn Ihre Briefe überlaß ich meinen Fortsetzern nicht.

Der Verfasser
und Herausgeber der ersten vier
Theile des Deutschen.

Der

Deutsche.

Acht und achzigstes Stück.

Geschichte der Aslauga.

In den ersten Jahren des neunten Jahrhunderts regierte in Dännemark ein tapferer König, dessen Ruf sich bis auf unsere Zeiten verbreitet hat. Er ist sowohl durch seine vielen Kriege, als auch durch seine dichterischen Gaben bekannt. Sein Name ist Regner Lodbrog. So gar von seinen Gedichten ist noch etwas bis auf uns gekommen, vornehmlich sein Sterbegesang, der aus neun und zwanzig Strophen bestehet, die vom Olaus Wormius ins Lateinische übersetzt und mit Anmerkungen erläutert sind.

Ehe ich von der schönen Aslauga rede, wird man mir erlauben, einige Umstände von diesem Regner anzuführen.

Die Schönheit einer Schwedischen Prinzeßinn, Namens Thora, war so ausnehmend groß, daß ihr Ruhm sich nicht in den Schwedischen Grenzen einschränkte. Weit und breit hörte man das Lob der schönen Thora.

Ihr Vater hatte ihr eine anständige Wohnung eingeräumt, und vertrauete einem seiner liebsten Bedienten die Aufsicht über seine geliebte Tochter. Dieser Mann hatte nicht die Klugheit des Kombabus, und brauchte auch nicht dessen Vorsicht. Er sah die junge Prinzeßinn, die er beschützen sollte, und sah sie zu viel. Zuletzt war sein Kopf des Herzens nicht mehr mächtig, und er entführte die schöne Thora.

Der betrübte Vater ließ aller Orten bekannt machen, daß Thora's Hand denjenigen lohnen sollte, der so glücklich seyn würde, den Aufenthalt des Räubers zu entdecken, und so tapfer, die Prinzeßinn zu befreyen.

Regner Lodbrog war der glückliche Sterbliche, dem der Himmel die Errettung der schönen Thora vorbehalten hatte.

Diese

Diese tapfere That legte den stärksten Grund zu dem großen Rufe dieses jungen Königs.

Ich weiß nicht, wie lange Thora nach ihrer Vermählung mit dem König Lodbrog gelebet habe; wahrscheinlich aber starb sie bald. Man kann sich leicht vorstellen, daß der König sehr betrübt gewesen seyn mag; doch habe ich gute Ursachen zu glauben, daß die Zeit, deren Hand nichts widerstehen kann, auch seinen Kummer werde gemildert haben.

Nach dem Tode der schönen Schwedinn schiffte Lodbrog einmal mit einer ansehnlichen Flotte nach Norwegen. Er ließ einige von seinen Leuten an das Land setzen, frische Lebensmittel zu holen. Diese erblickten eine junge Hirtinn, die ihr blondes Haar, das in goldnen Locken bis auf ihre Füße herabschwebte, in Ordnung zu bringen beschäftigt war, und sich hierauf aus einem Quell Gesicht und Hände wusch. Die bewundernswürdige Schönheit dieses Mädchens brachte die guten Leute so ganz ausser sich, daß sie ihren Auftrag vergaßen, und wieder zurück nach den Schiffen giengen.

 Der

Seemann zu seyn. Er liebte, nach der Sitte seiner Zeit, die Wissenschaften, und war selbst ein trefflicher Skalde. Wer es weiß, daß damals von einem Skalden oder Barden weit mehr gefodert wurde, als von unsern heutigen Dichtern, der wird diesen Helden um so viel mehr bewundern. Man war nicht zufrieden, daß ein Barde sich hinsetzte, und nach seiner Bequemlichkeit ein Lied dichtete, an welchem er feilen konnte, so lange es ihm beliebte; man foderte, daß sie aus dem Stegereif, und sogleich, wenn sich die Gelegenheit darbot, vortreffliche Sachen hervorbrächten, schwere Fragen vorlegen, oder, wenn sie ihnen von andern vorgelegt wurden, mit Scharfsinn auflösen könnten. — Die ganze Edda besteht aus dergleichen vorgelegten und beantworteten gelehrten Fragen. Dergleichen Aufgaben waren damals überhaupt der Probierstein des Verstandes; es war eine große Ehre, wenn man sich glücklich aus diesem Wettstreit des Witzes herauszog, der sehr gewöhnlich und geachtet war. Man hatte würklich Männer,

die

die keine Aufgabe so schwer fanden, daß sie dieselbe nicht auf der Stelle sollten beantwortet haben, und diese wurden in großen Ehren gehalten. Ein gewisser König, **Erich**, war von dieser Seite so berühmt, daß **Wodan** selbst sich nicht zu groß hielt, sich mit ihm zu messen; er soll, wie man sagt, von Asgard herabgestiegen seyn und diesem Könige dreyßig Aufgaben vorgelegt haben, worinn er vom Witz zur Gelehrsamkeit fortgieng, um des Königs Kräfte stufenweise zu prüfen, und zuletzt auf solche kam, deren Auflösung allen möglichen Scharfsinn erfoderte. Der König beantwortete sie auf der Stelle, zu großer Bewunderung und Zufriedenheit Wodan's, der in der Gestalt eines gewöhnlichen Menschen unter dem Namen Gest erschienen war. — Wenn wir diese Begebenheit auch umkehren, und annehmen wollen, daß dieser Gest wegen seines Verstandes so berühmt gewesen, daß man ihn mit Wodan verglichen: — ich weiß nicht, ob diese Erklärung meinen Lesern so natürlich scheinet, als mir: — so verliert der

So sang das reizende Mädchen, die schönste Bewohnerinn der nordischen Gegenden. Jedes ihrer Worte, jeder Ton ihrer Stimme legte dem Herzen des jungen Königs stärkere Fesseln an. Vergebens erschöpfte er sich in den zärtlichsten Bitten; vergebens wendete er alle Gewalt der Dichtkunst an. Der mächtige König, der zärtliche Liebhaber, der große Dichter wurde abgewiesen.

Lodbrog ließ sich nicht so leicht abschröcken. Er ward immer zärtlicher, immer dringender; die schöne Hirtinn wurde gerührt.

„König, sprach sie, ich will dir glauben, daß du mich liebest. Aber wie lange wirst du mich lieben? Der Durst nach großen Thaten hat dich aus deinem Reiche gerufen. Folge diesem Rufe. Führe deine Schiffe, wohin dir die Ehre winkt, kämpfe und siege. Wenn du als Ueberwinder in dein Land zurück kommst, und der Waffenklang hat deine Neigung zu Aslauga weder geschwächt noch verscheucht, so sende mir welche von deinem Gefolge,

die

die mich nach Dännemark begleiten. Dann will Aslauga deine Gemalinn seyn.“

König Lodbrog betheuerte, daß seine Liebe viel zu stark sey, als daß sie nicht ewig dauren sollte; daher sey es überflüßig, daß die Schöne von seiner Beständigkeit erst Proben verlangte. Aslauga ließ ihn immer betheueren, und bestand nicht weniger auf ihrem Entschluß. Der König, so verliebt er war, mußte sich endlich bequemen, ihrem Sinne zu folgen. Er schwur, sie unaufhörlich zu lieben, und was ein Verliebter sonst zu schwören pflegt; er versprach, seine Feinde zu überwinden, und die Schäferinn bald abzuholen, und — was man den Königen der damaligen Zeit sehr oft nachrühmet, er hielt sein Wort, und kam als Sieger zurück. Lodbrog's Flotte landete an demselben Orte; er wollte sich auf der Stelle mit seiner schönen Hirtinn vermälen; aber Aslauga beharrete auf ihrem vorigen Entschlusse, und wußte die Leidenschaften ihres königlichen Bräutigams so wohl zu mäßigen, daß er sie erst

in

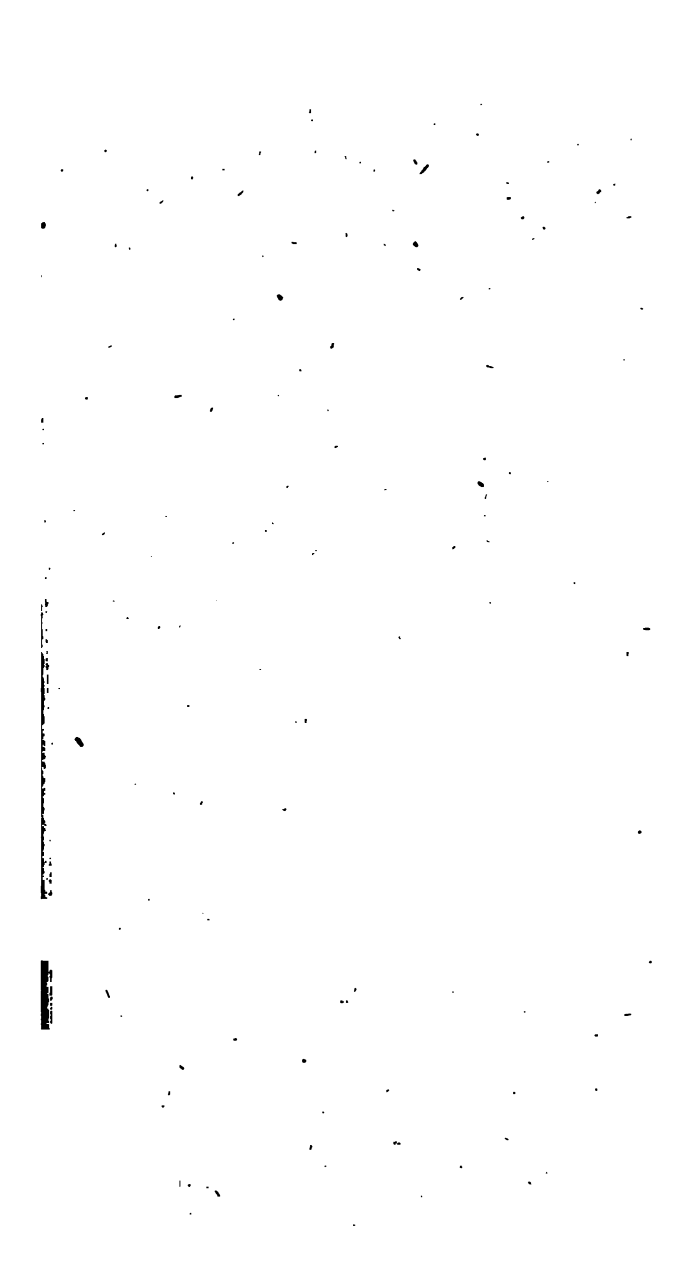
in seine Länder führte, wo die Vermälung vor sich gieng.

Regner Lodbrog behielt seine Neigung zum Kriege immer bey, war lange glücklich, und wurde endlich in England in einem Treffen wider Ella, dem König eines englischen Volks, gefangen. Ella ließ ihn in ein garstiges Gefängniß werfen, in welches man eine Menge Schlangen und Nattern gethan hatte, welche diesen großen König elend um das Leben brachten. In diesem Kerker sang er das Sterbelied, wovon meine Leser im vierten Stücke dieser Schrift eine, wiewohl schlecht übersetzte Probe gesehen haben.

Ende des siebenten Theils.

Inhalt.

Inhalt.







DATE DUE			

